QUICK

Nr. 15 • JAHRGANG 15 • MÜNCHEN, 15. APRIL 1962 • 1 H 5730 C • **60 PF.** • Schweden: skr 1,00 inkl. oms

Grosser Bericht über ein neues Hobby für jeden Geldbeutel:

Urlaubsfreuden im eigenen Boot

Quick-Preisrätsel Nr. 27

Immer vorne weg!

Ein Tier, das sonst im Walde lebt,
Erschreckt den Mann, der eifrig klebt;
Er stutzt verdutzt, er denkt: Nanu
Und sieht nicht ohne Anteil zu.

Und Sie können nun mit Ihrem Scharfsinn zu raten versuchen, welche drei Wörter, die sich aufeinander reimen und sich auseinander entwickeln, dieser Zeichnung zu entnehmen sind. Um Ihnen einen Fingerzeig zu geben, hier ein Beispiel: Kleid, Leid, Eid. Schreiben Sie einfach eine ausreichend frankierte Postkarte (keinen Brief) mit den drei Lösungswörtern an:

Verlag der Quick, 27. Preisrätsel
München 3, Postfach 525

Teilnahmebedingungen:

Jeder kann sich an diesem Preisrätsel mit 1 Einsendung beteiligen. Von der Teilnahme sind Mitarbeiter und Angestellte des Quick-Verlages ausgeschlossen. Die Preisträger werden durch Auslosung der richtigen Lösungen festgestellt. Die Entscheidung ist endgültig und unanfechtbar. Umtausch des Preises ist ausgeschlossen. Teilnehmer im Ausland erhalten Gewinne nur, wenn sie eine Empfangsadresse in der Bundesrepublik Deutschland angeben können.

Einsendeschluß: 30. April 1962

Das sind die Preise:

1. Preis: 1 Gutschein für eine Scharnow-Reise nach Wahl für 1 oder 2 Personen im Werte von DM 1...

2. Preis: 1 Liesegang Kleinbil... tor zu DM 200.50

3.—6. Preis: je 1 Servierwagen DINETT zu DM 127.50

7.—40. Preis: je 1 Camera Kodak STARMITE zu DM 49.90

41.—90. Preis: je 1 Telepresent-Geschenk im Werte von DM 30.—

91.—140. Preis: je 1 Geschenkpackung Kölnisch Wasser und Seife

141.—160. Preis: je 1 Sendung naturreiner Bienenhonig

Auflösung des 23. Quick-Preisrätsels

in Nr. 11: Schwelle, Welle, Elle. Die Gewinner wurden durch das Los bestimmt. Der 1. Preis fiel an Wilhelm Glück, Hattenbach über Hersfeld. 2. Preis: Hansjörg Ehret, Freiburg i. Brsg., Oberlinden 15. 3. Preis: E. Neuenschwander, Borstedt bei Neumünster/Holstein. 4. Preis: Horst Block, Ahlen/Westf., Hohle Eiche 30. 5. Preis: Ruth Trostel, Tuttlingen/Wttbg., In Wöhrden 42. 6. Preis: Fritz Kuschke, Soderstorf über Lüneburg. Die Gewinner des 7.—200. Preises wurden direkt benachrichtigt. Die Auflösung des heutigen Rätsels finden Sie in Quick Nr. 21.

QUICK Leser sagen ihre Meinung

Wer schnell studiert, hat mehr vom Leben

(Zu unserem Bericht über die deutschen Studenten von 1962)

. . . Die Spezialisten aller Vorbildungsstufen, einschließlich der akademischen, werden immer nur auszuführen vermögen, was die führenden Geister entworfen haben. Aber wir brauchen die Ausführenden ebenso dringend wie die Führenden. Die Hochschulen haben die Aufgabe, auch die „Spezialisten", die Ausführenden, auf ihre Funktion vorzubereiten. Zu überlegen ist jedoch, ob nicht in Deutschland, ähnlich wie in einigen anderen Ländern, eine neue Bildungseinrichtung für „Graduierte", also für die künftigen Führenden, geschaffen werden sollte . . .

Professor Dr. Joachim Tiburtius, Senator für Volksbildung, Berlin

Bevor wir die Studenten verurteilen, sollten wir erst einmal selbst in den Spiegel schauen. Ist denn die Arbeitsmoral bei u n s besser? Die meisten von uns wollen nur möglichst schnell und leicht Geld verdienen. Verantwortung, Qualität und Pünktlichkeit werden in Deutschland doch nicht mehr groß geschrieben. Wir sind selbst mitschuldig an dem Dilemma der deutschen Hochschulen. *Berthold Brauer, Essen*

Hurra, wir bauen uns ein Haus!

Sie schreiben, daß eine geerdete Fernsehantenne einen Blitzableiter ersetze. Dies ist jedoch ein Irrtum, da diese Erdung nur die Antenne schützt, keinesfalls aber das Gebäude.

Hartmut Eckert, Landsberg/Lech

Täglich gehen uns in Deutschland rund 300 Morgen Land verloren, um Siedlungen und Straßen zu bauen. So prächtig Eigenheime im Bungalowstil auch sein mögen, sie bedeuten Hungersnot und Elend und letzten Endes Tod für unsere Enkel und Urenkel.

Helmut Bettmann, Rheydt

Die deutschen Fertighaus-Hersteller haben sich bisher viel zu sehr mit den individuellen Wünschen der einzelnen Interessenten beschäftigt. Daraus resultiert die geringe Kapazität. Außerdem bringt die Lieferung der Montageteile ab Oberkante Fundament den Nachteil des ungewissen Endpreises für das Haus und den Ärger für den Erbauer mit den Nebengewerken. Nur mit vorgefertigten Teilen und rationeller Serienproduktion kann man den Lohnanteil beim Hausbau senken.

Daß auch in Deutschland die Fertighausindustrie mit den skandinavischen Lieferanten konkurrieren kann, beweisen das Bungalow-Dorf Liederbach im Hunsrück mit 172 Einheiten und weitere angelaufene Projekte. Eine Reihe von Fertighausbetrieben ist jetzt dabei, eine gemeinsame Vertriebsgesellschaft zu gründen mit dem Ziel, ca. 15 Haustypen an allen Orten der Bundesrepublik zu Festpreisen schlüsselfertig erstellen zu können.

Magnus Hölzle OHG., Frankfurt/Main

Der Sturz, der Millionen von den Sitzen riß

(Zu unserem Bericht über das Pech von Marika Kilius und Hans-Jürgen Bäumler)

Sie tun so, als ob dieser simple Fehler in einer simplen Eislauf-Konkurrenz ein nationales Unglück gewesen sei. Aber ganz abgesehen davon: Die beiden Deutschen wären ohnehin nicht Weltmeister geworden. Ein Kampfrichter hat es nach dem Wettbewerb gesagt: Die Deutschen laufen immer noch den alten Stiefel. Sie müssen sich etwas Neues einfallen lassen.

Gerd Pohl, Remscheid

Wer beißt ins Gras?

(Zu unserem Bericht über den Skandal bei FC Schalke 04)

Es ist nicht nötig, die Vorsitzenden der Vertragsspieler-Vereine zu bedauern. Sie selbst haben es doch weitgehend in der Hand, die Bundesliga oder den Berufsfußball durchzudrücken.

R. Gerber, Bochum

Den idiotischen Zustand von Vertragsspielern in fünf verschiedenen Oberligen und drei Zweitligen gibt es auch nur im deutschen Fußball. Kein Wunder, daß wir zwei Monate vor dem Beginn der Weltmeisterschaften noch keine vertrauenerweckende Nationalmannschaft haben.

Ferd. Schalkmeier, Hamburg-Altona

Zum Titelbild

Haben Sie schon Urlaubspläne gemacht für diesen Sommer? Fahren Sie an einen See oder an einen großen Fluß? Wie wär's dann mit einem eigenen Motorboot? QUICK hat in diesem Heft für Sie einen reichhaltigen Bootssalon aufgebaut. Vom einfachen Schlauchboot mit Außenbordmotor bis zum großen Kajütboot für 30 000 Mark ist alles vertreten, was schwimmt und Spaß macht. Sie müssen nur wählen und – zahlen.

Foto: Konrad von Weidenbaum

Lieber QUICK-Leser

In diesem Heft finden Sie auf den Seiten 28 und 85 zwei Beiträge, die Sie im ersten Augenblick erheitern, im zweiten Augenblick vielleicht schockieren mögen. In der Tat ist es kein wahrhaft vergnügliches Thema, was die Karikaturisten Chaval und Manfred Schmidt aufs Korn genommen haben: die große Atomangst unserer Tage.

Es gehört zweifellos zum Vorrecht der satirischen Zeichner, mit dem Entsetzen Scherz zu treiben. Ihre Federn vergröbern oft, doch sie verharmlosen nicht. Was der Politiker in langen, oft unaufrichtigen Reden an den Mann zu bringen versucht, sagen sie mit wenigen schonungslosen Strichen. Oder mit schonungslosen Worten. So findet sich in der Manfred-Schmidt-Reportage der Satz, der Verkauf von Geigerzählern stocke momentan etwas, „weil die Leute keine richtige Angst haben — wenn erst mal wieder irgendwo eine Atombombe losgeht, gehen die Dinger gut weg".

Gespenstischer Zufall: Als der Bericht mit diesem Satz auf dem Redaktionstisch lag, verbreitete eine Nachricht rings um den Erdball wieder einmal die „richtige Angst" — die Nachricht, einige Minuten lang habe die Welt im letzten Herbst am Abgrund eines Atomkriegs gestanden. Nur eine kleine Panne im amerikanischen Warnsystem — und fast wäre die Menschheit aus heiterem Himmel ausgelöscht worden.

Schon hatte General Power, Chef des strategischen US-Luftkommandos, zum berühmten roten Telefon gegriffen, schon waren die Atombomber mit ihrer vernichtenden Last auf die Betonpisten gerollt — als bekannt wurde: Irrtum, nicht ein russischer Angriff, sondern eine durchgebrannte Sicherung hat das Alarm-Signal ausgelöst . . .

Noch nachträglich fuhr uns ob dieser Meldung eiskalter Schreck in die Glieder. Denn: Was wäre passiert, wenn man den Fehler nicht rechtzeitig entdeckt hätte? Und: Können wir überhaupt noch ruhig atmen, bei dem Gedanken, daß ein einfaches Versagen eines Kabels genügen kann, um das große Inferno auszulösen?

Die Antwort mag beruhigen: Ausreichend Sicherungen sind eingebaut, um einen Atomkrieg „aus Versehen" zu verhindern. Die Atombomber, einmal gestartet, hätten durchaus nicht unaufhaltsam ihre Ziele angeflogen. Ein sorgfältig ausgeklügeltes System schreibt vor, daß die Besatzungen beim Erreichen der Linie X — noch außerhalb der Sowjetunion — automatisch eine Bestätigung des Angriffsbefehls einholen müssen. Erst auf einen weiteren Befehl hin dürfen sie die Bomben schärfen — jedes Besatzungsmitglied mit bestimmten, nur ihm bekannten Handgriffen. Damit kein von allen guten Geistern verlassener Bomber-Kommandant hinter der Linie X auf eigene Faust einen Krieg anzetteln kann . . .

Doch ist es ein Trost, daß kaum ein technischer, wohl aber ein politischer Kurzschluß die Menschheit von der Erde zu tilgen vermag? Defekte Kabel können repariert werden. Wieviel schlimmer aber ist eine defekte Sicherung im Hirn eines der Mächtigen dieser Zeit!

Da hilft nur eins: Weg mit der Bombe! Karikaturisten wie Chaval und Manfred Schmidt können nur appellieren. Handeln müssen die Politiker. In Genf sitzen sie noch an einem Tisch. In ihrer Hand liegt es, ob unser Leben auch in Zukunft vom Funktionieren irgendeiner Sicherung abhängen wird oder nicht.

Ihre Redaktion

QUICK muß man haben

Zu Beginn der warmen Jahreszeit bringt QUICK eine große Motorboot-Schau, in der Sie vom leichten Außenborder bis zum luxuriösen Kabinenkreuzer alles finden, was übers Wasser brummt. Unser Vorschlag:

Ferien im eigenen Boot

Seite 18

Millionen amerikanischer Wählerinnen sahen Jackie Kennedys ängstlichen Gesichtsausdruck auf diesem Bild und verziehen ihr alle Extravaganzen, die sie der First Lady im Weißen Haus bisher angekreidet hatten:

Dieses Bild macht große Politik

Seite 8

Sie war die 31. Frau des Ölscheichs Abdullah: Prinzessin Leila (Bild). Heidi Dichter wurde ihre Nachfolgerin – und Leila tobte. Lesen Sie die Bekenntnisse „Aus tausend und keiner Nacht":

Vor Scheichen wird gewarnt

Seite 30

Diese strahlende Braut heißt Jacqueline und ist ein medizinisches Wunder. Denn mit der Hochzeit begann ihr zweites Leben – ein Leben als Frau. Vor ein paar Jahren noch trug Jacqueline Maßanzüge:

Die Braut mit Vergangenheit

Seite 14

QUICK-Reporter Manfred Schmidt wollte mit der Aktenmappe auf dem Kopf ergründen, wie man dem Strahlentod entgeht. Wider besseres Wissen suchte er sogar beim Luftschutzverband Rat. Lesen Sie seinen Bericht:

Piept's bei Ihnen?

Seite 85

In Peru knüppelt die Polizei Demonstranten nieder. Das Volk darf hungern und schweigen. Mit solchen Methoden beschwört eine gewissenlose Oberschicht die Gefahr einer Revolution herauf – nach der Devise:

Leben und nicht leben lassen

Seite 10

Für Leute von

Das Neueste von morgen

Für Krankenhäuser, Atommeiler und Forschungslabors müssen wahrscheinlich bald die Strahlenschutzvorschriften verschärft werden. Anlaß dazu gibt eine ehemalige Laborantin im französischen Reaktor Saclay. Sie erkrankte an einer Anämie, obwohl die Strahlenmenge, der sie ausgesetzt war, das international als unschädlich festgelegte Maß nie überschritt. Gutachter erklärten jetzt in einem aufsehenerregenden Prozeß: Ursache der Krankheit – radioaktive Strahlung.

Unbedingt ansehen!

Berufe mit Zukunft

Gummi- und Kunststoffauskleider – ein völlig neuer Lehrberuf, der erst in diesem Jahr offiziell anerkannt werden soll. Auskleider werden besonders in der chemischen Industrie gebraucht. Sie müssen Metallbehälter oder Rohre mit Folien versehen, um sie gegen chemische Einflüsse unempfindlich zu machen. Das erfordert Geschick und große Sorgfalt, denn kleine Fehler können Schäden auslösen, die in die Hunderttausende gehen. Entsprechend der Verantwortung ist die gute Bezahlung.

Reproduktions-Fotografen haben glänzende Zukunftsaussichten, vor allem, wenn sie sich auf Farbaufnahmen spezialisieren. Ihre Arbeitsplätze sind die Labors der Klischeeanstalten, Druckereien und Verlage, in denen Fotografien, Zeichnungen oder Gemälde für den Druck vorbereitet werden. Auch in der Tapeten- und Stoffindustrie braucht man neuerdings Reproduktions-Fotografen. Den Umgang mit den komplizierten Spezialkameras müssen sie sich in einer dreijährigen Lehrzeit aneignen.

Urteile, die man kennen muß

Mit Erfolg wehrte sich der Bewohner eines Mietshauses vor dem Landgericht Frankfurt gegen eine ungewöhnlich hohe Heizkostenumlage. Der Hausbesitzer hatte pro Kubikmeter 5,28 Mark verlangt, ohne den anomalen Brennstoffverbrauch hinreichend begründen zu können. Die Richter aber erklärten 1,33 Mark pro Kubikmeter für angemessen. Das entspreche – was der Ruhrkohlenverband bestätigte – dem Erfahrungssatz für die siebenmonatige Heizperiode.

Ärztliche Grundregel ist es, bei mehreren möglichen Behandlungsmethoden stets die ungefährlichste anzuwenden. Mit dieser Begründung verurteilte der Bundesgerichtshof einen Arzt dazu, Schadenersatz an einen Patienten zu leisten, dem nach einer Luminal-Injektion eine Hand amputiert werden mußte. Der Arzt hatte das Mittel in den Unterarm gespritzt. Nach Ansicht der Gutachter wäre jedoch eine Spritze in den Oberschenkel weit gefahrloser gewesen.

Leichter leben

heute

Wellenkrieg Peking-Moskau. Die russisch-chinesischen Beziehungen werden sich auch in diesem Jahr nicht bessern. Verschiedene Anzeichen deuten eher auf eine weitere Zuspitzung des Konfliktes hin: Als Radio Peking kürzlich die ersten Sendungen in russischer Sprache ausstrahlte, setzte Moskau starke Störsender ein. Ein weiterer Beweis für das angespannte Verhältnis: Mehrere Angehörige der chinesischen Botschaft in Ost-Berlin wurden als russische Spione entlarvt!

„Die vor die Hunde gehen" – ein Film der verhaltenen Töne, des leisen Realismus, von einem unbekannten französischen Regisseur (Jean Dewever) mit unbekannten Darstellern gedreht. August 1944. In einem kleinen französischen Ort scheint der Krieg schon zu Ende zu sein. Versprengte deutsche Landser warten ebenso kriegsmüde wie die Partisanen auf das Eintreffen der Amerikaner. Schon feiert die Bevölkerung den vermeintlichen Frieden (links), da schlägt der Krieg noch einmal grausam und sinnlos zu.

Das Finanzamt ist an Zusagen, die es einem Steuerzahler gegeben hat, rechtlich gebunden. Hat beispielsweise der Steuerinspektor erklärt, er werde die private Nutzung des Geschäftswagens mit zehn Prozent ansetzen, dann darf er nicht nachträglich im Steuerbescheid von 20 Prozent ausgehen. Der Bundesfinanzhof hat jetzt allerdings klargestellt, daß solche Zusagen der Finanzbeamten nur dann verbindlich sind, wenn sie nicht gegen das Gesetz verstoßen.

Für Toastfreunde, die nicht immer nur Weißbrot essen wollen, gibt es jetzt einen neuartigen Röster, in dem selbst zwanzig Zentimeter breite Bauernschnitten noch Platz haben. Von den kleinen Toastbrotscheiben passen zwei nebeneinander in den Röster. Das Brot wird von beiden Seiten gleichzeitig gebräunt. Preis: 54 Mark. Hersteller: Braun AG., Frankfurt, Rüsselsheimer Straße 22.

QUICK

Dieses Bild macht große Politik

Glücksfall für US-Präsident Kennedy: Seine Frau Jackie, eben noch als „überspannter Snob" verschrien, wurde plötzlich zum erklärten Liebling der amerikanischen Wählerinnen. Ursache dieses Stimmungsumschwungs, der bei den kommenden Kongreßwahlen kräftig zu Buche schlagen wird: dieser Schnappschuß von Jackies Indienreise.

In Nehrus Garten sollte Jackie Kennedy einen besonderen Höhepunkt ihrer Indienreise erleben: den Kampf zwischen Kobra und Mungo — zwischen der gefährlichsten Giftschlange Asiens und jenem wieselähnlichen Raubtier, das durch seine Schnelligkeit zum ebenbürtigen Gegner der Kobra wird. Doch statt das Schauspiel zu genießen, reagierte Jackie, wie die meisten Frauen an ihrer Stelle reagiert hätten: mit Abscheu und mit Angst. Premierminister Nehru mußte sie väterlich beruhigen.

Alles verziehen... Was immer Amerikas Frauen der „First Lady" vorgeworfen haben mochten — ihre französischen Modellkleider, ihre „verfehlten" Erziehungsmethoden für die kleine Caroline, ihren „unamerikanischen" Stil als Gastgeberin im Weißen Haus — dieser rührend-ängstliche, Hilfe heischende Ausdruck in Jackies Gesicht machte alles wieder gut. „Mir wäre es nicht anders gegangen!" bestätigten Millionen mitfühlende US-Damen einander beim Kaffeeklatsch. Vergessen war alle Kritik an der extravaganten „First Lady". Der „Snob" Jackie war über Nacht „eine von uns" geworden. Rechtzeitig zur Kongreßwahl...

Straßenschlacht in Lima:
Von einem Steinwurf im Gesicht getroffen,
reitet der Gendarmerieoffizier
mit blankem Säbel in der Faust gegen regierungs-
feindliche Demonstranten an
— Gewalt gegen Gewalt, Haß gegen Haß . . .

In Peru beschwört eine gewissenlose Oberschicht die Revolution herauf. Sie regiert nach der Devise:

Leben und nicht leben lassen

Seitdem Fidel Castro auf Kuba den ersten kommunistischen Staat in der westlichen Erdhälfte errichtet hat, gärt es in ganz Südamerika. Argentinien, Brasilien und Ekuador werden von Unruhen geschüttelt. Doch nirgendwo hat die Revolution größere Chancen als in Peru, dem alten Herzland des Kontinents. Während die Oberen Zehntausend unbekümmert ihren Reichtum genießen, hoffen Millionen verelendeter Indios auf den Umsturz.

Erbarme Dich unser beten die Indios nach jeder großen Lawinenkatastrophe in den Anden. Aber ihr Schicksal läßt die Oberen Zehntausend kalt. Indio-Tränen gelten nichts in Peru. Die großen Familien des Landes betrachten die sechs Millionen Indios als nichtsnutzige, degenerierte Analphabeten, für die jede Hilfe nutzlos ist.

Die Großen Familien feiern ihre Feste, ohne sich durch Bauernrevolten und Straßenunruhen stören zu lassen. Seitdem die Spanier vor 400 Jahren das Inkareich eroberten, herrschen sie über ein Land, das so groß wie ganz Westeuropa ist, nach der Devise: „Leben und nicht leben lassen." An der Arroganz der Oberschicht und der Korruption der Staatsverwaltung zerschellten alle Reformversuche. Jetzt steht die Revolution vor der Tür.

Leben und nicht leben lassen

Präsident Manuel Prado regiert die Republik Peru seit sechs Jahren. Er kam in freien Wahlen an die Macht — den ersten nach langer Zeit. Auf dem Präsidentenstuhl erwarb Prado eine Sammlung ehrenvoller Auszeichnungen, darunter den „Stern zur Sonderstufe des Großkreuzes", den höchsten deutschen Verdienstorden (unten links). In seinem eigenen Lande dagegen sank sein Ansehen von Jahr zu Jahr. In zwei Monaten wird ein neuer Präsident gewählt. Kann er die Revolution aufhalten?

Das schwarze Schaf der exklusiven peruanischen Gesellschaft ist Fernando Belaúnde (Mitte), Abkömmling einer aristokratischen Familie, wohlhabender Architekt und Führer der radikalen Volkspartei. Als „Befreier" läßt er sich im Wahlkampf von den Indios feiern. Er hofft, mit ihren Stimmen die Macht erobern zu können. Die Regierung nennt ihn den „Agenten Castros" und die „Geheimwaffe Moskaus". Schon jetzt hat Belaúnde angekündigt, daß er mit seinen Indios nach Lima marschieren und die Revolution ausrufen werde, falls die Wahlergebnisse gefälscht werden sollten.

„Viva Fidel Castro!" rufen die Frauen, die mit ihren Kindern auf dem Rücken den Regierungspalast in Lima zu stürmen versuchen. Wasserwerfer treiben sie zurück. Die Frauen haben Glück, daß die Polizei nicht schießt, wie gegen Studenten, gegen revoltierende Arbeiter und Bauern. Die Oberen Zehntausend haben sich an die Unruhen gewöhnt. Sie vertrauen auf die Gewalt. Aber mit jedem Toten wächst die Erbitterung der Massen, die oft nichts als ihr Hemd besitzen. Ihr Idol ist der Tyrann von Kuba.

In Paris heiratete ein medizinisches Wunder:

Die Braut mit Vergangenheit

Von ihnen spricht Paris.
Sie heißen Jacqueline Dufresnoy und Francis Bonnet. Sie sind beide 26 Jahre alt. Sie heirateten — und fünftausend Zaungäste jubelten und klatschten ihnen zu. Jacqueline und Francis strahlten wie jedes andere Brautpaar — obwohl sie sich von jedem anderen Brautpaar erheblich unterscheiden.
Jacqueline, in Paris als Revuestar „Coccinelle" berühmt und mit Marlene Dietrich (links) gut Freund, war für den großen Tag königlich ausgestattet. Sie trug ihr Haar wie eine Krone.
Ein Brillanten-Diadem, das ihr ein Prinz aus Beirut verehrt hatte, bändigte die blonde Flut.
Die Schleppe des kostbaren Kleides war sechs Meter lang. Und an Jacquelines Schuhen blitzten teure Steine. Dreihundert Gäste in einer pompösen Autokarawane hatten Mühe, zum Standesamt und zur Kirche auf dem Montmartre zu kommen. Die neugierige Menge blockierte alle Zufahrtsstraßen, durchbrach die Polizeiabsperrung und drängte sich an das Brautgefährt. Denn, wie gesagt, diese Hochzeit war anders als jede andere Hochzeit.

Vor der feierlichen Zeremonie im Standesamt: Jacqueline flüstert hinter vorgehaltener Hand mit ihrem Trauzeugen. Lächelnd schauen die Gäste zu. Mehr noch als sonst gilt das Interesse der Braut. Denn Jacqueline, die bildschöne Frau, war noch vor wenigen Jahren — ein Mann. Das elektrisierte Paris. Wie konnte die Braut diese Vergangenheit bewältigen? Wie war die Verwandlung geschehen?

Die Braut mit Vergangenheit

So läßt sich „Coccinelle", der Star des Pariser Kabaretts „Le Carrousel", für Werbeaufnahmen fotografieren: sehr weiblich, sehr verführerisch. Diese Pose ist Jacqueline Dufresnoy, die jetzt ihren Manager geheiratet hat, noch nicht lange vertraut. Vor vier Jahren war der Revuestar noch ein junger Mann und Page in einem Hotel (links). Doch damals begannen die Veränderungen im Wesen des Zwitters. Die Ärzte, die Jacques konsultierte, kannten dieses Phänomen, das aus einem Mann allmählich eine Frau werden läßt. Vor zwei Jahren operierten sie schließlich, injizierten Hormonpräparate und vollendeten, was die Natur an Jacqueline zunächst nur begonnen hatte. Nur einen Fehler kann auch die Wissenschaft nicht korrigieren: Jacqueline wird keine Kinder bekommen. „Ich werde zwei adoptieren", sagt die Frau, die ein Mann war.

Der erste berühmte Fall hieß George Jörgensen — oder besser Christine Jörgensen. George war ein amerikanischer Soldat, ehe ihn eine Operation zu dem machte, was die Natur zunächst verheimlicht hatte: zur Frau. Das war vor acht Jahren. Der Kopenhagener Chirurg Dr. Christian Hamburger, dem damals diese „Verwandlung" gelungen war, erhielt innerhalb eines einzigen Jahres zwölfhundert dringende Gesuche. In allen stand das gleiche: „Bitte, operieren Sie auch mich." Manche Bittsteller verkauften ihr Hab und Gut, um nach Dänemark zu reisen. Doch Dr. Hamburger konnte ihnen nicht helfen. Die Regierung hatte Operationen an Ausländern verboten. Zwölfhundert Hoffnungen wurden enttäuscht. Zwölfhundert — diese Zahl zeigte zum erstenmal in aller Deutlichkeit, wie groß das „Niemandsland des Geschlechtes" wirklich ist.

Die Frage „Junge oder Mädchen" mag vor der Geburt des Kindes ein anregend spannendes Thema sein. Bleibt sie auch nach der Geburt bestehen, so wirft sie oft einen düsteren Schatten auf den Lebensweg des Neugeborenen. Erst in jüngster Zeit hat die Wissenschaft die außergewöhnlich komplizierten Zusammenhänge erkannt, die im sogenannten Zwischenreich der Geschlechter herrschen. Änderungen im Chromosomensatz des Menschen sind daran schuld, wenn das Geschlecht nicht eindeutig festgelegt werden kann. Die Chromosomen X und Y — so nennt sie die Wissenschaft — ergeben in der Zusammensetzung XX die Frau, in der Kombination XY den Mann. Jeder Mensch sollte zwei dieser Chromosomen besitzen, eines von der Mutter, eines vom Vater. Daneben liegen in jeder Körperzelle auch die 44 anderen Chromosomen, die für den Aufbau des übrigen Körpers verantwortlich sind. Fehlt ein Geschlechts-Chromosom oder ist eines zuviel, so beginnt der Konflikt. Doch heute gelingt es den Spezialisten in den Kinderkliniken fast immer, zweifelhaftes Geschlecht so zu bestimmen, daß später keine Änderungen mehr nötig sind. Das heißt, der Arzt drängt das Geschlecht in die Richtung, die ihm zu überwiegen scheint. Chirurgie und Hormontherapie helfen dabei — die gleichen Mittel, die auch „Coccinelle", George Jörgensen und ein Dutzend andere „verwandelt" haben.

Trotzdem stehen die Fachärzte immer wieder vor schwierigen und folgenschweren Entscheidungen, wenn sie bei zweifelhaften Fällen befragt werden. Wenn sie überhaupt befragt werden. Denn die Eltern sind nicht immer dazu bereit — oder vertrauen einfach darauf, daß sich das Kind normal entwickeln werde. Der Bürokratismus unterstützt sie dabei: Denn ein Mensch hat sofort entweder Junge oder Mädchen zu sein. Der Geburtsschein verlangt es. Dabei ist es nicht wahr, daß schon das Kind psychogeschlechtlich vollendet ist. Erst in der Pubertätszeit wird diese Entwicklung beendet. Doch zu diesem Zeitpunkt ist das Kind längst zum Jungen oder zum Mädchen erzogen worden. Jede Änderung wird deshalb zum menschlichen Drama: seelisch und gesellschaftlich. Die Wissenschaft tut deshalb alles, um das Geschlecht eines Menschen schon kurz nach der Geburt „festzulegen" und nachträgliche Korrekturen zu vermeiden. Denn nur in den seltensten Fällen steht — wie bei „Coccinelle" — am Ende eine Hochzeit.

Mit Schwung über die Wellen gleiten — höchstes Vergnügen passionierter Wasserratten. Dazu gehört natürlich eine zünftige Ausrüstung: Wasserski für 95 bis 400 DM, Zugseil für 24 bis 40 DM. Bei den Zugbooten ist die Auswahl groß. Hier „Stilette" von Bell Boy (Preis: 4650 DM ohne Motor).

Der große Schlager dieses Sommers:

Ferien im eigenen Boot

QUICK stellt die Modelle der Saison 1962 vor: Vom zerlegbaren Schlauchboot bis zum komfortablen Kabinenkreuzer ist für jeden Geschmack und jeden Geldbeutel gesorgt.

Vor das Vergnügen haben die Behörden leider mancherlei Vorschriften gesetzt. Die meisten Seen des Bundesgebiets dürfen von Motorbooten zum Teil nur mit einer Sondergenehmigung befahren werden (in unserer Karte mit „S" angegeben), zum Teil sind sie überhaupt nicht freigegeben. Für manche Gewässer — vor allem Stauseen und Kanäle — wird eine „Benutzungsgebühr" verlangt. Wenn Sie auf dem Bodensee mit Ihrem Motorboot fahren wollen, müssen Sie einen Führerschein — in der Schiffahrt „Patent" genannt — besitzen. Auf einigen Seen und auf den meisten deutschen Flüssen besteht für alle Wasserfahrzeuge ein Kennzeichnungszwang: Am Boot müssen außen oder innen Name und Heimatort des Besitzers vermerkt sein. Übrigens dürfen auch nicht alle Flüsse ohne Einschränkung befahren werden. Bei einigen, zum Beispiel auf bestimmten Rheinstrecken, wird sogar empfohlen, das Boot einem Lotsen anzuvertrauen. Auf jeden Fall sollten Sie sich vor Antritt einer Bootsreise vergewissern, welche Vorschriften und Bestimmungen für das jeweilige Gewässer zu beachten sind. Im Gegensatz zu den vielen Einschränkungen zeigt sich Vater Staat in einem Punkt aber auch von seiner guten Seite: Für Motorboote verlangt er (noch) keine Steuern.

Kolonnenfahrt auf dem Wasser —
das gibt es vorläufig
nur in den USA. Doch auch
in Deutschland wächst die Zahl der
Sportboote von Jahr zu Jahr.
100 000 dürften
bei uns in diesem Sommer
einen Liegeplatz suchen ...

Ferien im eigenen Boot

Für die Anspruchsvollen: Kajütboote

„del Mar": Kleines, erprobtes Kajütboot mit Doppelboden. Leicht zu transportieren. (Nautic Börcherts, Hamburg.)

„Pirat": Sperrholzboot mit Polyester-Überzug. Bänke, Tisch und Fächer serienmäßig. (Xylon-Werk, Mannheim.)

„Meersburg": Schale, Deck und Aufbauten aus einem Stück. Auch mit Innenbordmotor. (Polywerft, Konstanz.)

„Ohio": Stabiles, formschönes Boot aus Mahagoni. Außen- oder Innenbordmotor. (Schwartz, Haseldorf/Holstein.)

„Queen III": Norwegischer Kabinenkreuzer. Seefest und garantiert unsinkbar. (Schede, Mononautic, Hamburg.)

„Kajütboot": Preiswertes Boot. Motor im Schacht, so gute Geräuschdämpfung. (Schneider, Bln.-Charlottenburg.)

„Wannsee": Mahagoni oder Sperrholz mit Kunststoffüberzug. Gute Rundum-Sicht. (Beelitz, Berlin-Wannsee.)

„Hobby": Gut ausgestattet. Für Gruppenwasserskilauf geeignet. Sparsam im Betrieb. (Xylon-Werk, Mannheim.)

„Markant II": Praktische Inneneinrichtung mit Schränken und Pantry. Schiebedach. (Schlichting, Travemünde.)

„Travemünde": Aus Mahagoni. Gleicher Typ wird in verschiedenen Längen gebaut. (Beelitz, Berlin-Wannsee.)

„Explorer": Serienmäßig komfortabel ausgerüstetes Boot aus Sperrholz mit Kunststoff. (Coronet Boats, Hannover.)

Werft u. Typ	Maße	Gew. kg	Pers. (Schlafplätze)	Motor-PS	Material	Preis DM
Fiber Fleet „del Mar"	4,85 x 1,98	295	3	25–80	K	6450
Xylon „Pirat"	5,00 x 1,80	220	3	20–80	Sp	4450
Owens „Exeter"	5,35 x 2,20	510	3	50–100	K	10680
Polywerft „Meersburg"	5,60 x 1,68	350	3	40–75	K	7200
EWA „Hummel"	5,70 x 2,25	550	5	50–100	Sp	9950
Crai „Cannes 570"	5,70 x 2,20	1400	2–3	IB: 110	Sp	23500 (m. Mot.)
Schwartz „Ohio"	5,85 x 2,25	700	3	40–100	H	7900
Schneider „Kajütboot"	6,10 x 2,00	400	3	40–100	Sp	6125
Beelitz „Wannsee"	6,10 x 2,10	450	3	40–75	Sp	6350
Xylon „Hobby"	6,30 x 2,30	500	3	40–100	Sp	7200
Beelitz „Berolina"	6,30 x 2,10	490	2–3	40–100	Sp	5350
Schlichting „Markant II"	6,50 x 2,30	1100	2–3	IB: 80	Sp	18900 (m. Mot.)
Beelitz „Travemünde"	6,50 x 2,25	650	2–3	28–80	H	7900
Coronet „Explorer"	6,70 x 2,35	1090	3	IB: 80–100	Sp + K	10950 bis 18950
Ancas „Queen III"	7,06 x 2,25	1150	4	IB: 100	K	22400 (m. Mot.)
Owens „Flagship"	7,50 x 2,45	1700	4	IB: 185	Sp	27890 (m. Mot.)

Anmerkungen: IB = Innenbordmotor; Sp = Sperrholz; K = Kunststoff; H = Holz massiv

Sportboote unter vier Meter Länge

„Vagabund III": Für Fischerei und Wasserski. Geringes Gewicht, daher leichter Transport. (Wachmann, Hamburg.)

„Victor Boat": Dänische Konstruktion. Doppelboden, kentersicher. Paßt aufs Autodach. (Mewac, Hamburg.)

Verlockende Gerichte in einzigartigem Geschirr

Wenn Sie in JENA^ER GLAS® servieren können, bitten Sie gern zu Tisch! So kommen Ihre Gerichte voll zur Geltung – und jeder „durchschaut" im Augenblick die Mühe, die Sie sich machten! Doch auch während des Zubereitens haben Sie schon die doppelte Freude: Beim ***Sichtkochen*** ist man immer mit ganzem Herzen dabei ... und mit beiden Augen!

V 62/6

SCHOTT & GEN MAINZ

JENA^ER GLAS

Triester Schmorkoteletts

4 kleine oder 2 große Schweinekoteletts, Mehl, Salz, Pfeffer, Paprika, 2 Knoblauchzehen, 2 Zwiebeln, 40 g Fett, 1 grüne Paprikaschote, 1 Tasse saure Sahne, 60 g Räucherspeck und 4 Tomaten.

Das Fett in der JENA^ER GLAS-Schüssel zerlassen, die gewürzten, paprika- und mehlbestäubten Koteletts darin auf beiden Seiten anbraten. Speck, Paprikaschote und Zwiebeln schneiden und mit den zerdrückten Knoblauchzehen in die Schüssel geben. Alles im Ofen unter mehrmaligem Begießen etwa 45 Minuten schmoren. Erst später die geschnittenen Tomaten hinzutun. Zum Schluß die saure Sahne mit dem Sud gut verrühren. Hierzu sind die Koteletts für einen Augenblick aus der Schüssel zu nehmen.

JENA^ER GLAS®

feuerfest

gibt immer die besondere Note

Unter dem Titel „Kochen, Braten, Backen und Servieren in JENA^ER GLAS" wurde für Sie eine Sammlung leckerer Rezepte liebevoll zusammengestellt. Dieses reichbebilderte, mehrfarbige Kochbuch mit 128 Seiten erhalten Sie für 2,50 DM in allen Fachgeschäften, die JENA^ER GLAS führen – oder gegen Einsendung des Betrages in Briefmarken vom JENA^ER GLASWERK SCHOTT & GEN., MAINZ, Abt. Haus.

Ferien im eigenen Boot

„Jolle 11": Ein schwedisches Boot, das sich auch als Ruderboot eignet. (Richard Lüders KG, Berlin-Charlottenburg.)

„Nixe": In der Luxusausführung mit eingelegtem Deck, Teppich und Innenverkleidung. (Xylon-Werk, Mannheim.)

Werft u. Typ	Maße	Gew. kg	Pers.	Motor-PS	Mat.	Preis DM
Wachmann „Vagabund III"	3,20 x 1,40	65	2	8–20	Sp	1475–1875
Victor Boat	3,20 x 1,45	80	2	10–25	K	2740
Monark „Jolle 11"	3,25 x 1,52	65	2	10–25	K	1195–1595
Libella Sport Stand.	3,40 x 1,40	80	2	10–25	Sp	1500
Xylon „Nixe"	3,50 x 1,40	90	2	10–25	Sp	1895–2263
Fiber Fleet „Playboy"	3,57 x 1,57	105	2	10–25	K	2590
Pirelli „Daino"	3,62 x 1,34	120	2	10–25	K	2350
Polywerft „Mainau"	3,85 x 1,45	125	2	18–40	K	2620

Anmerkungen: K = Kunststoff; Sp = Sperrholz

„Playboy": Für Wasserwandern und Wasserski. Mit Schotten und Doppelboden. (Nautic Börcherts, Hamburg.)

„Mainau": Sehr stabiles und tüchtiges Zugboot für Wasserski. Erreicht bis zu 70 km/h. (Polywerft, Konstanz.)

Sportboote über fünf Meter Länge

„Bayliner 17": Geräumiges Tourenboot aus massivem Mahagoni. Sehr zuverlässig. (Ekkehard Baensch, Bad Nenndorf.)

Die Bootsbauer pflegen immer dann ihre Schöpfungen vorzustellen, wenn die Besucher in Wollschal und Wintermantel gehüllt durch die Ausstellungshallen wandern. Aber schon bald geht es den Zuschauern wie allen, die im Winter vom nächsten Sommerurlaub reden: Man spürt förmlich die heißen Sonnentage und sehnt sich nach den kühlen Fluten. QUICK hat, um Ihre Vorfreude auf den Sommer etwas zu erhöhen, hier einen kleinen Bootssalon aufgebaut. Und falls Sie in den kommenden Monaten den „Homburg" mit der Kapitänsmütze vertauschen wollen, geben wir Ihnen gleich noch einige nützliche Tips dazu.

Die wichtigste Voraussetzung: Werfen Sie Ihre Meinung über Bord, der Kauf eines Motorbootes gehe etwa so vor sich wie der Kauf eines Automobils. Nicht nur, daß die Prospektangaben manchmal mehr versprechen, als das angepriesene Wasserfahrzeug hält — es gibt vor allem keine Normen für die serienmäßige oder gar Vorschriften für die unbedingt notwendige Ausrüstung eines Sportbootes.

Ein Kapitel für sich sind die Preise. Sie gleichen einem Gummiband, da selbst die wichtigsten „Extras" von den Herstellern und Importeuren nur gegen Aufpreis verkauft werden. Hinzu kommen noch bei den Importbooten Zoll und Umsatzausgleichsteuer, außerdem entstehen in vielen Fällen Transportkosten — davon erfahren Sie allerdings oft erst dann, wenn Sie die Rechnung in Händen halten.

Haben Sie sich für ein Boot entschieden, dann nehmen Sie unbedingt einen Bekannten mit, der bereits eines besitzt, und bestehen Sie auf einer Probefahrt. Suchen Sie sich dazu am besten einen Tag aus, an dem der Wind übers Wasser weht. Merken Sie sich, wieviel PS der Motor hat, der für die Probefahrt verwendet wird — denn in der Regel dürfte es ein Motor sein, der für das in Frage kommende Boot die günstigste Leistung erbringt. Zwar können Sie sich auch einen anderen Motor einbauen lassen, aber jede Untertreibung bekommt Ihren Finanzen schlecht. Denn im nächsten Jahr kaufen Sie dann doch einen stärkeren Motor.

Sehr preiswert ist das deutsche Holzboot. Es wird von fachlich versierten Bootsbauern hergestellt. Leider ist die Produktionskapazität der besten deutschen Werften beschränkt. Wie überall mangelt es auch hier an Fachkräften. Die besten Boote aus Kunststoff oder „Fiberglas" kommen aus den USA und den nordischen Ländern. Auch die Schweiz und Italien liefern ausgezeichnete Boote aus Holz und Kunststoff. Grundsätzlich kann man Importboote aus diesen Ländern ruhigen Gewissens kaufen.

Ein Wort zu unseren Tabellen: Die Angaben beruhen zum größten Teil auf den Unterlagen der Hersteller oder Importeure. Eine wichtige Änderung haben wir jedoch vorgenommen: Da es sich fast ausschließlich um Gleitboote handelt, haben wir jene Motorenstärken angegeben, bei denen das betreffende Boot am besten gleitet.

Bei den offenen Sportbooten nennen wir nur die Personenzahl, mit der das Boot noch einwandfrei gleiten kann. Nehmen Sie mehr Passagiere mit, brauchen Sie sich über unerwünschten „Tiefgang" nicht zu wundern. Bei den Kajütbooten bezieht sich die Personenzahl auf die Schlafplätze an Bord. Für eine Kaffeefahrt können Sie selbstverständlich mehr Leute einladen.

Und noch etwas zum Transportproblem: Wenn Sie einen kleineren Wagen haben, sollten Sie auf dem Autodach nur Boote bis zu 60 kg Gewicht mitnehmen, bei einem Mittelklassewagen bis zu 85 kg. Denken Sie aber daran, daß das Hochhieven und Abnehmen kein Vergnügen ist und das Fahren des Wagens einige Anstrengung erfordert. Auf längeren Strecken sollten Sie ein Boot mit mehr als vier Meter Länge in jedem Fall auf einem Nachläufer transportieren.

Bleibt uns zum Schluß nur zu wünschen, daß Sie in unserem Salon das richtige Boot finden. Dazu eine kleine Mütze voll Wind, viel Sonne und ein kräftiges „Ahoi!".

Ferien im eigenen Boot

„Tinettel": Preiswertes Holzboot, das serienmäßig mit reichhaltigem Zubehör geliefert wird. (Beelitz, Berlin-Wannsee.)

Werft u. Typ	Maße	Gew. kg	Pers.	Motor-PS	Mat.	Preis DM
Beelitz „Tinettel"	5,00 x 1,65	225	2–3	18–70	Sp	3250
Owens „Kent"	5,10 x 2,70	310	4	25–100	K	8690
EWA „Super Biene"	5,15 x 1,95	350	3	25–100	Sp	7500
Flying Finn „Bayfin 17"	5,20 x 2,00	295	4	40–100	H	5510
Coronet „Sedan 18"	5,35 x 2,25	450	5	40–100	Sp + K	7350
Crai „Miami 540"	5,40 x 1,95	1000	4–6	IB: 177	Sp	20600 (m. Motor)
Schwartz „Sabre 19"	5,85 x 2,25	450	6	40–100	H	5400

Anmerkungen: IB = Innenbordmotor; Sp = Sperrholz; K = Kunststoff; H = Holz massiv

„Kent": Komfortables Boot mit Liegesitzen. Abnehmbarer Hardtop wie bei Sportwagen. (E. Baensch, Bad Nenndorf.)

„Super Biene": Hardtop-Boot mit eigenwilliger und platzsparender Inneneinrichtung. (EWA-Werft, Überlingen.)

Sportboote zwischen vier und fünf Meter Länge

„Baronet Sport": Auch in der Form ausgesprochen sportlich. Wasserskitauglich ab 25 PS. (Coronet Boats, Hannover.)

„Mustang 14": In Italien gebautes amerikanisches Boot. Gute Ausstattung, Lufttanks. (E. Baensch, Bad Nenndorf.)

„Piranja": Sportboot aus Holz mit Kunststoffverkleidung. Auch für Wasserski geeignet. (Xylon-Werk, Mannheim.)

„Mambo": Italienisches Boot aus Polyester. Doppelboden und Liegesitze. (R. Lüders KG, Berlin-Charlottenburg.)

„Stiletto": Geräumiges Wasserskiboot. Als Familienboot mit Liegesitzen gebaut. (Brune GmbH, Mannheim.)

Ferien im eigenen Boot

„Autoboot": Motor im abgeschlossenen Heckraum, daher ruhiger Lauf. (Schneider-Werft, Berlin-Charlottenburg.)

„Cat 16": Japanischer Katamaran mit guter Wasserlage, auch bei rauhem Wetter. (Schede Mononautic, Hamburg.)

Werft u. Typ	Maße	Gew. kg	Pers.	Motor-PS	Mat.	Preis DM
Healy „Marine Sprite"	4,15 x 1,85	175	2	18–75	K	4250
Fiber Fleet „F 100"	4,15 x 1,85	175	2	18–75	K	4300
Fiber Fleet „Lido"	4,15 x 1,60	150	2	15–45	K	3750
Chrestliner „Mustang 14"	4,15 x 1,70	150	2	15–50	K	3350
Coronet „Baronet Sport"	4,20 x 1,65	135	2	15–50	K	2750
Nordson „Naiad"	4,20 x 1,60	200	2	15–45	H	5460
Xylon „Piranja"	4,25 x 1,65	150	2	15–50	Sp	2628—3110
EWA „Moskito"	4,25 x 1,70	210	2	18–50	Sp	4800
Grifoplast „Mambo"	4,25 x 1,65	170	2	15–50	K	4050
Bell Boy „Stiletto"	4,25 x 1,88	160	3	18–75	K	4650—4850
Bell Boy „Ballerina"	4,25 x 1,80	180	2	18–60	K	4750—5200
Owens „Dover"	4,60 x 1,85	310	2	25–80	K	6780
Söhnel „Delphin"	4,70 x 1,67	160	3	18–60	Sp	3100
Schneider „Autoboot"	4,80 x 1,60	200	2	18–60	Sp	2785
Lütje	4,80 x 1,80	220	3	20–80	Sp	3950
Almarine „Almar 16"	4,80 x 1,85	210	3	20–80	K	4800
Yamaha „Cat 16"	4,80 x 2,25	350	4–6	2 x 45–2 x 80	K	6043

Anmerkungen: Sp = Sperrholz; K = Kunststoff; H = Holz massiv

Falt- und Schlauchboote

„Komet": Schlauchboot für Motor- und Segelbetrieb. Genügend Platz für vier Personen. (Otto Hanel KG., Hofgeismar.)

„Monaco": Mit Motor oder Segel verwendbar. Durch Luftschläuche kentersicher. (Hart-Faltbootwerft, München.)

Herst. u. Typ	Maße	Gew. kg	Pers.	Motor-PS	Preis DM
Hart „Monaco"	3,35 x 1,25	52	3	3–18	1025
Klepper „Master"	3,60 x 1,23	49	4	10–18	1075
D S B „ZDC 12"	3,30 x 1,30	45	2	3–22	1298
Wiking „Komet"	3,90 x 1,45	65	4	10–40	1525

„Master": Falt-Dingi für Motor-, Segel- und Ruderbetrieb. Paßt in drei Packtaschen. (Klepper-Werke, Rosenheim.)

Eine Auswahl von Außenbordmotoren:

PS	Hersteller	Preis DM
2	West Bend	695
3	Evinrude/Johnson	750
	Gale	735
	Schneider	695
	Scott	750
	Zündapp	598
4	Ilo	698–725
	Perkins	990
5–5,5	Evinrude/Johnson	1395
	Gale	1360
	Ilo	855
	König	1100
	Schneider	900
10	Evinrude/Johnson	1980
	Schneider	1360–1850
14–15	Gale	2135
	Scott	2100
	König	1690
18	Evinrude/Johnson	2345
	König	1980–2330
	Perkins	2190–2550
	West Bend	1990
25	Gale	2580–3180
	König	2250–2600
	Mercury	2790
	West Bend	3100
27–32	Evinrude/Johnson	2795
	König	2450–2800
	Perkins	2650–3095
	Scott	2750–3350
40	Evinrude/Johnson	3160–4265
	Gale	3050–3695
	Mercury	3340–4440
	Perkins	3050–3750
	West Bend	2850–3750
50	Mercury	5370–5480
60	Gale	4335–4990
75	Evinrude/Johnson	5350–5780
	Scott	5500
80	Mercury	6480
	West Bend	5750
85	Mercury	6890
100	Mercury	7890

So einfach ist das Überleben!

Chaval, der große französische Karikaturist, hat das Weltproblem Nr. 1 gelöst.

Man nehme: ein nicht zu großes Loch ...

... und transportiere es möglichst weit hinaus in das freie Feld.

Dort wird das Loch gut festgenagelt ...

... und mit einem dicken Betondeckel verschlossen.

Ein zweites Loch dient als Einstieg.

Nun beschaffen Sie sich Proviant ...

... strahlenundurchlässige Blumentapeten ...

... und richten das Loch mit wertvollen Möbeln ein.

Runter beim Alarm!

Sie warten, bis alles vorbei ist, und klettern anschließend wieder frisch und munter zurück an die Oberfläche.

Die Karikaturisten haben ein neues Thema entdeckt: den Atombunker-Fimmel, den Einfall, der einzelne könnte sich einen bomben- und strahlensicheren Unterstand schaffen, worin er, und nur er, allerhöchstens noch Weib und Kind, den Ernstfall überleben wird. Ein grausiges Thema, gewiß, doch gefunden hat es nicht der Karikaturist, sondern der Zeitgenosse. Der Umfang dieses neuen Nihilismus wird klar, wenn man an den alten Noah denkt. Als auf ihn die Weltkatastrophe zukam, baute er seine Arche nicht nur für sich, sondern für jegliches Getier. Kaum fingen die Amerikaner an, mit dem privaten Atombunker zu kokettieren, tauchte sehr schnell der Gedanke auf, was geschehen würde, wenn der Nachbar nicht auch seinen Bunker hätte. Ein konsequenter Leser erhob daraufhin die Frage: „Wann schießen wir auf unseren Nachbarn?"

Damit war das Thema reif für die satirischen Zeichner. Mit dem Entsetzen muß Scherz getrieben werden, denn das Gelächter der Karikaturisten verniedlicht die Gefahr nicht, es zeigt vielmehr ihre nackte Brutalität. Chaval stellt den modernen „Tu-das-selbst-Menschen" in seinem drolligen Wunderglauben vor: Alle müssen sterben, nur ich nicht! Doch dabei entlarvt er auch den naiven Amateurismus, der sich der bisher größten Herausforderung der Natur gewachsen fühlt. Noah, als er seine Arche baute, war demütig und liebreich. Der Zeitgenosse mit dem Atombunker ist ein Pfiffikus. Lachen wir ihn aus! *Walther Kiaulehn*

In seinem luxuriösen Marmorpalast in der libanesischen Hauptstadt Beirut erholt sich Scheich Abdullah bei intimen Damengesellschaften von den schweren Regierungsgeschäften in Kuweit. Als diese Aufnahme entstand, war Leila (zu seiner Linken) noch die angetraute Hausherrin. Bald darauf warb der Scheich als „einsamer Witwer" um Heidi Dichter

Tausend und keine Nacht – Die Bekenntnisse der Heidi Dichter

Vor Scheichen wird gewarnt

In der letzten Woche hatte Heidi Dichter berichtet ● wie sie ihren späteren Mann, Seine Hoheit Abdullah al-Jaber al-Sabah aus Kuweit, in Bad Homburg kennenlernte ● wie zwei riesige Brillanten an seiner Hand ihr zum ersten Male den Traum von Tausendundeiner Nacht vorgaukelten ● wie Seine Hoheit ihr schwermütig von seinem elenden Witwerdasein erzählte ● wie er sie schüchtern fragen ließ, ob sie seine Frau werden wolle und ● wie sie schließlich in der Halle von Ritters Parkhotel ihr „Ja"-Wort hauchte ... Heute lesen Sie, wie die einunddreißigste Frau des Scheichs die Nachricht aufnahm, daß ihr Mann eine zweiunddreißigste geehelicht hatte, noch dazu ohne von ihr geschieden zu sein, und was der unschuldigen Heidi noch alles zustieß, nachdem sie einmal „ja" gesagt hatte.

Über Kuweit brütete die Hitze, obwohl es schon auf Mitternacht ging. Am Tag war es noch unerträglicher gewesen, 42 Grad im Schatten. Abends hatte der Wind gedreht. Er wehte nun vom Persischen Golf her, und zur Hitze war die Feuchtigkeit gekommen. In dicken Tropfen rann das Wasser über die Fensterscheiben.

Draußen leuchtete der Himmel über der Wüste glühend rot. In der Ferne brannten wieder einmal die Erdgasquellen. Wie riesige Fackeln, sechzig, achtzig Meter hoch, loderten sie in der Nacht und tauchten die Wüste kilometerweit in Feuerschein.

Vor Scheichen wird gewarnt

„Ich war ein kleines dummes Mädchen", gestand Heidi Dichter dem QUICK-Redakteur, der sie nach der Trennung von Scheich Abdullah in der bescheidenen Wohnung ihrer Schwester Barbara in Beirut entdeckte. Hier endete das Abenteuer, das zur größten Enttäuschung ihres jungen Lebens wurde. Inzwischen ist Heidi reumütig nach Deutschland zurückgekehrt.

In ihrem Himmelbett, unter dem Baldachin aus rotem Damast, lag Leila, 25 Jahre alt, und sah in die Glut hinaus, als das Telefon aus Elfenbein auf ihrem Nachttisch schrillte.

„Sind Sie bereit, mit Seiner Hoheit zu sprechen?" fragte die Stimme der Diensthabenden aus der Telefonzentrale. „Das Gespräch kommt aus Genf."

„Ja, ich bin bereit."

Da hörte Leila auch schon aus der Entfernung von rund fünftausend Kilometern die tiefe Stimme ihres Mannes — des Scheichs Abdullah al-Jaber al-Sabah.

„Leila ... bist du dort? Leila? Hörst du? Ich liebe dich ..."

„Wann kommen Hoheit endlich heim?" fragte Leila. Sie war im ersten Mädchenpensionat von Beirut erzogen worden, sprach Englisch und Französisch, als wäre sie in London oder Paris aufgewachsen, aber mit ihrem Mann unterhielt sie sich immer auf arabisch.

„Ich habe noch wichtige Geschäfte. In der Schweiz und in Italien . . ."

„Geschäfte?"

„Ja natürlich, Geschäfte."

„Was machen die Nachtklubs?"

„Aber Leila . . ." sagte Hoheit.

„Und die Mädchen?"

„Aber Leila . . ."

„Sind sie wirklich alle blond?"

„Aber Leila . . ." sagte Hoheit.

Worauf Leila von ihrem Riesenbett sprang und in den Hörer schrie: „Hören Sie auf mit Ihrem ewigen ‚Aber Leila'!"

Worauf Hoheit sagte, er könne so wahnsinnig schlecht verstehen.

Worauf Leila schrie: „Sagen Sie mir endlich die Wahrheit!"

Worauf Hoheit sagte, nun verstünde er überhaupt nichts mehr, und an diese Mitteilung die Frage knüpfte, was es in Kuweit Neues gäbe.

„Nichts", sagte Leila. „Was soll es hier schon Neues geben?" Und dann schwieg sie.

„Leila! Leila! Leila!" rief Hoheit ins Telefon. „Sind wir unterbrochen worden?"

„Nein", sagte Leila jetzt und ging endgültig zum Angriff über. „Sie haben geheiratet, Hoheit! Sagen Sie doch die Wahrheit!"

„Ich habe nicht geheiratet . . ."

„Es steht in allen Zeitungen", schrie Leila.

„Gerüchte, alles Gerüchte, Leila", flehte Hoheit. „Du glaubst mir doch . . ."

„Kein Wort glaube ich Ihnen", rief Leila. „Kein Wort!" Sie holte eine Zeitung vom Nachttisch, sah sich noch einmal das Bild auf der Titelseite an und sprach dann ins Telefon: „Hier ist sogar ein Bild von Ihnen, Hoheit, von Ihnen und der neuen Frau. Die Neue ist fast einen Kopf größer als Sie, Hoheit. Sie heißt Heidi Dittscher oder so ähnlich, und darunter steht, daß Sie, Hoheit, nun nicht mehr einsam sind. Ist das auch ein Gerücht, was?"

Eine Weile blieb es ganz still. Dann entrang sich der Brust Seiner Hoheit das Geständnis:

„Es war ein Unglücksfall, Leila . . . deshalb rufe ich ja an . . . du mußt mir helfen!"

„Wie kann ich Ihnen helfen, Hoheit?"

„Ich weiß es noch nicht, Leila. Aber bei Allah, ich schwöre dir, ich liebe dich. Es war wirklich ein Unglücksfall."

„Kommen Sie zurück, Hoheit?"

„Ja. In einer Woche . . ."

„Warum so spät?"

Kläglich gestand Hoheit: „Ich bin doch auf der Hochzeitsreise, Leila."

Was Hoheit nach genau siebentägiger Ehe bereits als „Unglücksfall" bezeichnete, empfand Heidi Dichter aus Kiel zu jener Zeit noch als großes Glück. Sie schlummerte ahnungslos im Nebenzimmer des schönen Hotels in Genf.

Vater Dichter sagte: „Den Scheich will ich selber sehen!"

Doch lassen wir nun Heidi Dichter weitererzählen, wie ihr Glück und Hoheits Unglück nach dem Ja-Wort ihren Lauf nahmen . . .

Es war ein himmlischer Tag gewesen, dieser 26. März 1961, als ich ihm in der Halle von Ritters Parkhotel in Bad Homburg gesagt hatte, daß ich ihn heiraten würde.

Wir aßen zusammen zu Mittag, dann machten wir einen Spaziergang. Ich fühlte mich wundervoll. Hoheit lächelte mich die ganze Zeit glücklich an, hielt meine Hand und träufelte ab und zu ein paar Tropfen aus seiner Parfüm-Flasche auf mich. Das Parfüm hatte er sich aus Indien schicken lassen. Es war schwer und süß und hieß „Ambra".

Hoheit war die ganze Zeit über recht schweigsam. Nur ein Gedanke schien ihn zu bewegen:

„Wie geht es nun weiter, meine Teuerste?"

Wir saßen wieder in der Hotelhalle, als er mir diese Frage stellte. Seit meinem „Ja"-Wort vor fünf Stunden nannte er mich nicht mehr „Miss Heidi", sondern „my dearest", meine Teuerste.

Ich schwieg. Ich hatte keine Ahnung, wie es weitergehen sollte.

Hoheit: „Ich muß doch deine Eltern kennenlernen, meine Teuerste . . ."

Mein Gott, meine Eltern . . . Ich hatte sie völlig vergessen.

„Natürlich, Hoheit, sie werden sich sehr freuen . . ."

Ich hatte es plötzlich sehr eilig. Ich wollte allein sein, mußte doch überlegen: Wie bringe ich das meinen Eltern bei?

Hoheit: „Dann fahren wir gleich morgen früh nach Kiel! Wo ist Kiel, meine Teuerste?"

„Im Norden, Hoheit, im Norden . . ."

„Du fährst jetzt nach Frankfurt", entschied Hoheit, „und morgen früh um sieben hole ich dich mit dem Wagen ab."

Zum Abschied bekam ich noch einen Tropfen aus seiner Parfüm-Flasche. Ich roch jetzt schon genauso wie Hoheit. Dann saß ich wieder in seinem roten Chrysler, und der Chauffeur brauste mit mir zur Wohnung meiner Schwester in die Frankfurter Rheinstraße.

Noch im Mantel stürzte ich ans Telefon: Ich wählte Kiel, die Nummer meiner Eltern. Ein kurzes Rufzeichen, dann die Stimme meiner Mutter:

„Heidi, bist du es?"

„Ja, Mutti . . ."

➜

Vor Scheichen wird gewarnt

Leila al-Marabi war sechs Jahre lang die Favoritin des Scheichs.

Die reiche Libanesin begleitete ihn auf allen Reisen und Staatsbesuchen.

Leila kann lachen: Für sie war die Ehe ein glänzendes Geschäft.

„Ist etwas passiert?"
„Nein, Mutti. Doch, Mutti." Ich kam ins Stottern. Dann: „Mutti, ich habe mich verlobt."
„Mein Gott, mit wem denn?"
„Mit einem Scheich ..."
„Mit wem?"
„Mit einem Scheich, Mutti! Mit einem richtigen Scheich ..."
Ich hörte, wie meine Mutter den Hörer hinlegte. Dann sagte sie ganz von fern: „Karl, komm du mal her, das Mädchen ist verrückt geworden." Ein neues Geräusch im Hörer, nun war mein Vater dran. Und das Gespräch begann von vorn:
„Ist etwas passiert, Heidi?"
„Nein, Vati ... oder doch ... ich habe mich verlobt, Vati."
„Mit wem denn?"
„Mit einem Scheich aus Kuweit ..."
„Du bist verrückt, Heidi ..."
„Aber ich liebe ihn, Vati! Er ist einfach wundervoll ..."
„Seit wann kennst du ihn denn?"
„Seit drei Tagen, Vati ..."
Eine ganze Weile hörte ich nichts. Dann sagte mein Vater: „Den Scheich will ich selber sehen, Heidi. Wann kannst du mit ihm kommen?"
„Morgen, Vati ..."
Ich atmete auf. Die Reise nach Kiel war gerettet ...

Die ersten Schätze des Orients

Pünktlich um sieben Uhr am nächsten Morgen fuhren wir los. Hoheit und ich saßen vorne neben dem Chauffeur. Meine Schwester Barbara und Beschir, der Sekretär Seiner Hoheit, saßen hinten.
Hoheit schwieg und lächelte. Der Chauffeur schwieg. Barbara schwieg. Nur Beschir schwatzte stundenlang auf mich ein. Dabei balancierte er einen Koffer auf den Knien.
„Was haben Sie denn da drin, Beschir?" fragte ich ihn.
„Schmuck", sagte Beschir.
Fassungslos starrte ich den Koffer an. Was Beschir da auf den Knien hielt, war nicht etwa eine kleine Tasche, sondern ein richtiger Koffer, wie man ihn zu einer drei- oder viertägigen Reise packt.
„Wollen Sie sagen, daß der ganze Koffer voller Schmuck ist?"
„Aber gewiß", sagte Beschir stolz.
„Der Schmuck Seiner Hoheit?"
„Aber nein, aber nein", sagte Beschir. „Hoheit hat nur die beiden großen Brillanten mitgenommen, die Sie an seinen Fingern sehen. Hier im Koffer ist der Schmuck, den wir verschenken."
Einige Tage später habe ich dann einen Blick in diese moderne Schatzkiste geworfen.
Es verschlug mir den Atem:
Da waren etwa vierzig Uhren drin, die einen aus Gold, die anderen aus Platin, die einen mit Brillanten besetzt, andere mit herrlichen roten Rubinen, wieder andere ohne Steine. Dann gab es Ringe mit sechs kleinen und großen Brillanten, Ringe mit Smaragden, Ringe mit großen Perlen, Ringe mit Rubinen. Armbänder aus Gold und Armbänder aus Platin. Und dazwischen Perlenketten, wie ich sie nie zuvor gesehen hatte ...
„Und an wen wird dieser Schmuck verschenkt?" fragte ich Beschir.
„An Leute, die wir so unterwegs treffen. Manche Leute werden von Hoheit beschenkt, weil er sie nett findet, andere wieder, weil sie uns einen Gefallen getan haben ..."
Inzwischen hatten wir die Autobahn nach Hamburg erreicht. Der Chrysler schoß jetzt mit 180 Stundenkilometer dahin. Hoheit hielt noch immer meine Hand. Er hatte die Augen geschlossen und schien zu schlafen. Aber selbst im Schlaf lächelte er noch ...

Goldene Teller und Lustschlösser in der Wüste

Beschir erzählte von Kuweit. Zuerst beschrieb er den Palast, in dem ich wohnen würde:
„Hoheit hat schon entschieden, welchen Palast Sie bekommen sollen. Er ist ganz neu, Prinzessin. Vor zwei Jahren hat ihn Hoheit bauen lassen. Seitdem steht er leer, Prinzessin ..."
Er sprach von einem Empfangssaal, vom Speisezimmer, von den zehn Zimmern für meine Gäste. Er kam über den Salon zum Ankleidezimmer, zum Schlafzimmer. Er beschrieb gerade mein künftiges Bett mit dem Himmel aus grüner China-Seide, als Hoheit erwachte.
Hoheit drehte sich zu Beschir um und fragte etwas auf arabisch.
Beschir sah Hoheit an und antwortete auf arabisch.
Hoheit sah mich an, lächelte glücklich und drückte fester meine Hand.
„Was wollte Hoheit denn wissen?" fragte ich Beschir.
„Hoheit erkundigte sich, worüber wir gerade gesprochen haben. Ich habe ihm gesagt, daß ich Ihren neuen Palast beschrieben habe und daß wir gerade beim Schlafzimmer waren ..."
Nachdem über meinen Palast nichts mehr zu sagen war, erzählte Beschir von den Palästen der anderen Scheichs. In einigen Palästen gäbe es Türklinken aus purem Gold, mit Brillanten besetzt, in anderen würde jeden Tag von goldenen Tellern gegessen, und der Polizeichef, Scheich Mubarak, habe sogar einen Cadillac mit Stoßstangen, Radkappen und Zierleisten aus reinem Gold.
Damals, als wir im Auto nach Kiel rasten, habe ich geglaubt, daß Beschir aufschnitt. Heute, nachdem ich Kuweit gesehen habe, nachdem ich in den Palästen gewesen bin, heute weiß ich, daß er nicht übertrieben hat.
Im Gegenteil ...
Was wußte ich damals schon von den anderen Frauen der Scheichs, die jeden Morgen riesige Flaschen voll teuren französischen Parfüms in ihr Badewasser gießen ließen? Was wußte ich von den Dior-Modellen, die zu Dutzenden in Sonderflugzeugen aus Paris herangebracht wurden? Die Adelheid aus Kiel wußte auch nichts von den rauschenden Festen in den Lustschlössern der Scheichsöhne, weit draußen in der Wüste: mit Mädchen, die in Privatflugzeugen aus Hongkong, aus Bangkok, aus Beirut nachts auf dem Wüstenflugplatz ankamen und nach zwei wilden Nächten wieder fortgeschafft wurden, jede mit einem Goldbarren als Belohnung ...
Was wußte ich von der 31. Frau des Scheichs, Leila, die es bei Ehekrächen mit ihrem Mann fertig bekam, zweitausend Jahre alte chinesische Vasen durch die Fensterscheiben zu schleudern ...
Nichts wußte ich damals, als wir in dem Chrysler auf der Autobahn in Richtung Hamburg fuhren.
Ich war ein dummes kleines Mädchen, das sich einbildete, den Scheich Abdullah al-Jaber al-Sabah zu lieben, und dem das Herz bis zum Halse schlug bei dem Gedanken, was der Scheich wohl sagen würde, wenn er die Wohnung der Familie Dichter in Kiel-Pries betrat ...

Von Hochzeit keine Rede

Unterbrechen wir hier Heidi Dichters Bericht und hören wir von anderen, was sich in Kiel abspielte. Denn die unberührte Adelheid aus der Stadt an der Förde war damals viel zu aufgeregt, um sich heute noch an Einzelheiten zu erinnern. Nach den Aussagen sämtlicher Beteiligter, die die Ereignisse mit kühlerem Herzen beobachteten, sagte der Scheich, als er das bürgerliche Elternhaus seiner Adelheid betrat: „Mein Vater war auch ein armer Mann."
Müde von der zehnstündigen Autofahrt humpelte Seine Hoheit in den ersten Stock empor.
Hinter ihm fragte Beschir: „Kein Aufzug?"
Hinter Beschir kletterte Heidis Schwester Barbara über die häusliche Treppe und sagte: „Treppensteigen ist gesund."
An der Wohnungstür wurden sie von

Vater Dichter in Empfang genommen. Karl Dichter hatte den guten Blauen angezogen. Er führte die Gesellschaft bis zur Wohnzimmertür und reichte sie dort an Mutter Dichter weiter. Mutter Dichter, in einem schönen, geblümten Kleid, geleitete die Gäste das letzte Stück des Weges: zu einem kalten Büfett im Wohnzimmer. Es bestand aus Braten, Käsebroten, Wurstbroten und kleinen sauren Gurken.

Die Gäste bedienten sich und nahmen Platz.

Heidi sah auf ihre Hände und sagte ab und zu: „Mutti, also Mutti . . ."

Mutter Dichter sah ihre Heidi an und sagte: „Heidi, mein Kind, also Heidi, weißt du . . ."

Vater Dichter erkundigte sich bei Barbara, ob Hoheit Deutsch spreche. Als er erfuhr, daß Hoheit dieser Zunge nicht mächtig war, sagte er: „Also, das ist der Scheich . . ."

Schließlich ergriff Hoheit die Initiative und lenkte die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf ein großes Bild, das über dem Klavier hing. Auf diesem Bild waren drei Matrosen Seiner Majestät des Deutschen Kaisers zu sehen, die hochaufgerichtet in einer winzigen Nußschale standen und über die wildbewegte See nach einem vierten Matrosen Ausschau hielten. Von dem vierten Matrosen war nichts zu sehen mit Ausnahme einer Mütze, die auf einem Wogenkamm vorübertrieb.

„Was stellt dieses Bild dar?" wollte Hoheit nun wissen.

Barbara erklärte es ihm.

Hoheit muß diese Erklärung wohl falsch verstanden haben. Denn er stand auf, klopfte Vater Dichter bewundernd auf die Schulter und sagte auf englisch: „Sie Held!"

Er hatte Vater Dichter offensichtlich für einen der Matrosen gehalten . . .

Hoheit kam nun groß in Fahrt. Er erzählte den Eltern Dichter von Kuweit, von seiner Einsamkeit, von seiner Sehnsucht nach einer Frau, von seiner Liebe zur Tochter Adelheid. Dazu aß er ein Käsebrot und trank ein Schlückchen Sekt, den Vater Dichter inzwischen kredenzte.

Als Heidi auf eine einschlägige Frage ihrer Mutter auch noch antwortete: „Ich liebe ihn, Mutti", waren die Herzen der Familie Dichter im Sturm erobert.

Eine halbe Stunde später zog sich Hoheit zurück.

Zusammen mit Heidi, Barbara und dem Sekretär Beschir fuhr Hoheit in das Hotel „Kieler Kaufmann", während die Eltern Dichter mit den Resten eines kalten Büfetts und mit der Frage allein blieben, was Hoheit nun eigentlich gewollt hatte.

Denn . . . von Hochzeit hatte Hoheit kein Wort gesagt!

So heiratet ein Scheich

Was Hoheit wirklich vorschwebte, erläuterte er der Adelheid am Abendbrottisch im „Kieler Kaufmann":

„Jetzt gehen wir auf eine herrliche Reise, meine Teuerste."

„Aber, Hoheit", sagte Heidi, „ich denke, wir wollten heiraten?"

„Wir können doch später heiraten", lächelte Hoheit. „Wir fahren nach Paris, nach Capri, nach London . . ."

„Erst wird geheiratet", sagte Schwester Barbara scharf. „Vorher wird nicht gereist!"

„Nein", sagte Heidi schüchtern. „Bevor ich nicht verheiratet bin, reise ich nicht . . ."

„Gut", sagte Hoheit, „dann wird jetzt geheiratet." Und zu Beschir gewandt: „Beschir, ich will jetzt heiraten."

„Aber, Hoheit", stammelte Beschir, „es ist jetzt zehn Uhr abends. Niemand kann Sie zu so später Stunde trauen."

„Warum nicht, Beschir?"

„Alle Ämter sind geschlossen, Hoheit, die Beamten sind zu Hause . . ."

„Dann hole sie!"

Vor Scheichen wird gewarnt

„Hoheit, wir sind in Deutschland, nicht in Kuweit . . ."

„Hm", machte Hoheit und dachte eine Weile nach. Dann: „Beschir! Es wird morgen früh geheiratet, verstanden."

„Jawohl, Hoheit."

Am nächsten Morgen entfaltete Beschir eine ungeheure Geschäftigkeit:

* Er schleppte die Dichter-Eltern zu dem Kieler Notar Dr. Martin Kohz und ließ sie unterschreiben, daß sie gegen die Ehe ihrer minderjährigen Tochter Adelheid mit Seiner Hoheit Abdullah al-Jaber al-Sabah nichts einzuwenden hätten.

* Er schleppte einen Standesbeamten ins Hotel „Kieler Kaufmann" und ließ Hoheit an Eides Statt versichern, daß er Witwer und ungeheuer reich sei.

* Er schleppte denselben Standesbeamten zum Oberlandesgericht Schleswig, um auf Grund dieser eidesstattlichen Erklärung ein Ehefähigkeitszeugnis zu bekommen.

* Er schleppte Hoheit und Heidi Dichter in den Kieler Modesalon Rolfs, wo Hoheit zwischen den Kleidern herumwühlte und der Heidi dann zwei Kleider von der Stange für insgesamt DM 212.— erstand, ein rotes und ein blaues . . .

* Schließlich ließ er das kleine Konferenzzimmer im „Kieler Kaufmann" verschwenderisch mit zwanzig Nelken schmücken, wählte ein üppiges Hochzeitsmenü aus, bestehend aus Suppe, Braten und Dessert, und um fünf Minuten vor 17 Uhr empfing er nochmals Kiels obersten Standesbeamten, um mit ihm die letzten Einzelheiten der Hochzeit durchzugehen.

Nach diesem Gespräch machte Beschir einen nachdenklichen Eindruck. Denn er hatte den Standesbeamten Bals nicht von der Idee abbringen können, die Heidi Dichter mit einer ganz bestimmten Broschüre vertraut zu machen.

Diese Broschüre wird im Beamtendeutsch als „Beilage zum Merkblatt Nr. 10" bezeichnet, trägt in großen Lettern die Überschrift „Frauenauswanderung" und enthält eine bunte Auswahl islamischer Eheverträge.

Nur ein solcher Ehevertrag schützt eine Braut davor, daß ein enttäuschter Ehemann sie womöglich noch in der Hochzeitsnacht hinauswirft.

Nach alldem scheint Hoheit in seine kleine Heidi richtig verliebt gewesen zu sein. Natürlich, zwei Kleider von der Stange, das zeigte keine besonders großzügige Hand. Aber Hoheit, der für Heidis einunddreißig Vorgängerinnen mindestens dreitausendeinhundert Modellkleider bezahlt hatte, war wohl der Meinung, irgendeinmal müßte mit dem Sparen begonnen werden.

Vielleicht waren aber auch schon die ersten Nachrichten bei ihm eingetroffen, daß sich über seinem Scheichtum Kuweit dunkle Gewitter zusammenbrauten.

Bis dahin nämlich hatten die Engländer ihre schützende Hand über Kuweit gehalten. Aber gerade vor einigen Tagen hatten sie durchblicken lassen, daß sie Kuweit vor seinen Nachbarn nicht länger schützen könnten, wenn die vielen Milliarden, die Kuweit für sein Öl bekam, nur für den unvorstellbaren Luxus der Scheichs verwendet würden, während in den arabischen Nachbarländern entsetzliches Elend herrschte.

Und es war dieser unvorstellbare Luxus der Scheichs von Kuweit, der ungefähr zur selben Zeit im Nachbarland Irak den General Kassem auf den Einfall brachte, Truppen an die Grenze des Scheichtums zu schicken.

In seiner Bedrängnis hatte der oberste Scheich von Kuweit den Herrscher von Saudi-Arabien zu einem Staatsbesuch eingeladen — er wollte ihn um seinen Schutz ersuchen.

Natürlich brauchte man dazu auch eine so wichtige Persönlichkeit wie Scheich Abdullah al-Jaber al-Sabah, der ja nicht nur Justizminister, sondern auch Erziehungsminister des Landes war. Aber die Alarmrufe, die man ihm nachgeschickt hatte, kamen als unzustellbar zurück. Seine Hoheit schien in Deutschland untergetaucht zu sein.

Was wußte man in Kuweit schon von einem blonden, blauäugigen Mädchen namens Heidi Dichter?

Im nächsten Heft:

20 Damen und ein Lustschloß in der Wüste

Wem gehören frisch aufgetauchte Inseln? Student Wolfgang Kasimireck sagt: „Dem, der sie zuerst sieht!"

Hier sitze ich, hier bleibe ich

Ein Bericht
von Gregor v. Rezzori

„Klein – aber mein!" sagt der 21jährige Bamberger Student Wolfgang Kasimireck zu diesem sieben Quadratmeter großen Landstreifen mitten in der Regnitz. Mit dem Recht des Entdeckers ergriff er von dem Niemands-Eiland Besitz, als es über Nacht aus dem fränkischen Flüßchen aufgetaucht war. Doch kann ein Insulaner nicht in Frieden leben, wenn es den lieben Ämtern nicht gefällt...

„Dies hier ist meine Insel!" erklärte mit kühn entschlossener Miene Wolfgang Kasimireck, 21 Jahre alt, Student der Betriebswirtschaft aus Bamberg. Er zog Schuhe und Strümpfe aus, watete durch das seichte Wasser des fränkischen Flüßchens Regnitz, stellte einen Stuhl auf eine Kiesbank von ein paar Metern Länge und Breite und setzte sich darauf. „Hier bin ich, hier bleibe ich!"

Und unsere prosaische Zeit war mit einem prächtigen Schelmenstreich beschenkt.

„Laut Artikel 13 des heute noch gültigen Königlich Bayerischen Wassergesetzes von 1907, Absatz I, erhebt der Staat als Eigentümer von

SUWA-Weiß
ein schöner Lohn
für Ihre Mühe

Wie angenehm im Griff - dieses frische Frottiertuch: mollig, weich und so gründlich gewaschen! Solche Wäsche macht Freude . . .

. . . und dazu noch ein Tip für Sie:
Frottiertücher sollen sehr gründlich gespült werden. Um die feinen Schlingen zu schonen, soll ein Frottiertuch weder gemangelt noch gebügelt, sondern nur ausgeschlagen werden. Eventuelle Ziehfäden nicht herausziehen, sondern abschneiden.

Wenn Sie eine besondere Frage haben, dann schreiben Sie an den
SUNLICHT-Beratungsdienst, Hamburg 1, Postf. 1150

Suwa
rekord

SUWA wäscht so gründlich - und man sieht's!

2-320

Hier sitze ich, hier bleibe ich

Lokaltermin am Regnitzstrand: Beamte des Bamberger Wasserwirtschaftsamtes nehmen Kasimirecks Territorium in Augenschein. Ihr geheimer Trumpf: Hier soll demnächst ein Autobahn-Zubringer vorbeiführen – und dann muß die Regnitz umgeleitet werden. Womit Kasimireck (Mitte, mit Hut und Brille) auf dem trockenen säße. Aber er glaubt schon zu wissen, wie er auch seine Schäfchen ins trockene bringt . . .

öffentlichen Seen und Flüssen und deren Gründen auch Anspruch auf Inseln — falls kein anderer Anspruch vorliegt", erläutert Wolfgang. Der junge Mann, der sein Geld fürs Studium bei einer Bank in Bamberg verdient, hat sich, wie man sieht, für seinen Schelmenstreich mit eingehendem Gesetzesstudium gewappnet. Sein Gesicht, von einem flotten Hütchen beschattet, zeigt keine Spur von Schalk.

„Für diese Insel hier" — Wolfgang umschreibt mit einer herrscherlichen Armbewegung die sieben Quadratmeter Flußkies in der Regnitz, etwa 25 Kilometer von Bamberg abgelegen — „für diese Insel kann kein anderes Eigentumsrecht erhoben werden als meines. Denn sie ist sozusagen über Nacht und vor meinen Augen aus der Regnitz aufgetaucht. Kein anderer hat sie vor mir gesehen. Und man kann nicht Eigentümer einer Sache sein, von deren Existenz man keine Kenntnis hat. Auch nicht der Staat. Also ist diese Insel herrenlos, und ich nehme sie hiermit in Besitz."

Wolfgang Kasimireck, der jüngste von sechs Geschwistern einer oberschlesischen Flüchtlingsfamilie, die in Bamberg ansässig geworden ist, hat seinen Besitzanspruch auf die herrenlose Insel mit Schreiben an das Grundbuch-Amt in Bamberg und an das bayerische Innenministerium angemeldet.

Ob der gestrenge Vater Staat den Anspruch des pfiffigen Studenten gelten lassen wird, ist eine Frage für sich. Jedenfalls ist es Wolfgang Kasimireck gelungen, ein Paragraphenzeichen zu einer Schlinge umzudrehen, in welcher nun die Hüter und Erlasser von Gesetzen selbst ein wenig zappeln.

„Schon als Abiturient habe ich mich darüber ärgern müssen", erzählt Wolfgang, „daß man seinen Fuß auf keine Insel setzen kann. Ich bin zum Beispiel oft zum See-

Dieser Punkt in der Regnitz bei Bamberg – das ist Kasimirecks Insel. Auf Karten ist sie natürlich nicht verzeichnet, aber die juristischen Probleme, die mit ihr auftauchten, füllen bereits einen dicken Aktenordner. Die Streitfrage: Gehören neue Inseln dem Staat? Inselbesetzer Kasimireck sagt: „Hier sitze ich . . . !"

hamer See in Oberbayern gefahren, an der Autobahn München—Salzburg. Wann immer ich dort mit meinem Boot an einer der Inseln anlegen wollte, scheuchte mich ein Schild zurück: ‚Betreten verboten. Der Eigentümer.'"

Wolfgang forschte nach diesen Eigentümern. In den allermeisten Fällen war's der Staat. Und zwar auf Grund des bereits zitierten Artikels 13 des Königlich Bayerischen Wassergesetzes aus dem Jahre 1907.

„Solange der Streifen Flußkies in der Regnitz unter dem Wasserspiegel lag, gehörte er als Flußgrund zweifellos dem Staat", erläutert Wolfgang äußerst ernsthaft, so daß nicht ganz sicher ist, ob hinter seiner Ernsthaftigkeit die Phantastik eines jungen Don Quichotte oder die Verschlagenheit Till Eulenspiegels steckt. „Dann aber hat sich der Wasserspiegel der Regnitz — vermutlich durch den Bau des Rhein-Main-Donau-Kanals — gesenkt. Aus der Kiesbank ist eine Insel geworden. Das ist ein anderes Rechtsobjekt."

Und Wolfgang ist entschlossen, seinen Anspruch auf dieses Rechtsobjekt, wenn's sein muß, selbst mit einer Klage durchzufechten.

Man sollte ihm dafür die Daumen halten. Denn wer hätte nicht Verständnis dafür, daß sich ein junger Mensch nach „seiner Insel" sehnt — nach einem Erdenfleck, auf dem er eigenherrlich die Brise der großen Freiheit atmen könnte, und sei es nur ein Streifen Flußkies von ein paar Metern im Geviert. Wer von uns hätte nicht in seiner Jugend diesen Traum geträumt und träumte ihn nicht manchmal heimlich weiter?

Die Herren des Wasserwirtschaftsamtes indessen glauben einen anderen, viel hinterlistigeren Gedanken des jungen Wolfgang Kasimireck durchschaut zu haben. Sie sagen: „Wenn durch den an dieser Stelle geplanten Bau eines Autobahn-Zubringers die Regnitz umgeleitet werden müßte, säße der eigenmächtige Inselherr auf dem trockenen. Allerdings hätte er dann auch seine Schäfchen ins trockene gebracht. Denn für das Stück Erde, das ihm dann vielleicht gehört, müßte ihm der Staat eine hübsche Ablösesumme bezahlen."

Wie Kasimirecks Eulenspiegelei auch immer ausgehen mag — die Lacher hat der fixe Junge in jedem Fall auf seiner Seite. ●

Mach mit - bleib jung!

Die süsse Last

Heute kommt Ihnen Bonnie Prudden einmal „gewichtig"! Folgen Sie ihrem Rat: Nehmen Sie ein paar Pfunde in die Hand! Keine Angst — Ihre Armmuskeln werden dadurch nicht zu männlich. Jede Übung ist erfolgreich ausprobiert. Nicht „eisenhart" wird Ihr Körper werden, sondern kräftig und geschmeidig.

Auch wenn Sie keine Leseratte sind: Es lohnt sich, ein Buch in die Hand zu nehmen. Und sei es nur, um Gymnastik damit zu treiben. Eine spezielle Art von Gewichtheben. Aber keine Angst! Sie bekommen dadurch keine Muskeln wie Mister Universum. „Gewicht"heben mit Büchern bringt für Sie viel sympathischere Resultate: eine gute Figur, perfekte Körperbeherrschung und fraulich-elegante Bewegungen.

So kann das Telefonbuch, Ihr Lexikon oder das Kochbuch aus Großmutters Zeiten Wunder wirken. Machen Sie sich diese Möglichkeit zunutze. „Die süße Last" solcher Gewichte ist leichter zu tragen, als Sie denken. Sie sollen keinen Kraftakt vollbringen, sondern sich nur ein wenig mehr anstrengen als bei Ihren üblichen morgendlichen fünf Minuten.

Zunächst reicht das große Telefonbuch. Später brauchen Sie ein Buch für jede Hand. Aber nehmen Sie keine Dünndruckausgabe! Das wäre Selbstbetrug. Sie können sich auch kleine Sandsäcke von je anderthalb Pfund nähen. Sie würden damit denselben Erfolg erzielen. Aber versuchen Sie es ruhig erst einmal mit der Literatur!

Hoch die Literatur! Beugen Sie sich vor und fassen Sie das Buch wie im Bild oben links. Die nächste Phase: Richten Sie sich auf und heben Sie das Buch bis in Brusthöhe. Dann stemmen Sie es über den Kopf ... Nehmen Sie es jetzt wieder bis in Brusthöhe herunter und lassen Sie die Arme sinken, bis Sie das Buch am Beinansatz fühlen. Zur zweiten Übung (siehe nebenstehendes Bild) stellen Sie sich wieder mit gespreizten Beinen auf, fassen aber das Buch diesmal von rückwärts – die Handrücken gegen den Boden. Richten Sie sich gerade auf und drehen Sie es abwechselnd gegen den Körper und vom Körper weg. Diese Übung macht die Handgelenke schlank und geschmeidig.

„Doppelte Buchhaltung" Legen Sie zwei Bücher auf den Boden und bücken Sie sich danach – mit gespreizten Beinen, bei durchgedrückten Knien. Fassen Sie die Bücher seitlich und bleiben Sie in Ihrer gebückten Stellung. Jetzt heben Sie die Bücher in Brusthöhe und senken sie dann wieder, ohne aber mit ihnen den Boden zu berühren. Wiederholen Sie diese Übung bitte zehnmal.

Im nächsten Heft:

Ende gut – Figur gut

Ein Wunderkind

LOEWE OPTA - Konzertschränke sind Klangwunder.

Erleben Sie vollendete Technik, großartige Konzertsaalakustik, naturgetreue, weiche, warme Tonwiedergabe und den klaren Hi-Fi-Stereoklang.

LOEWE OPTA - Konzertschränke werden aus edlen Hölzern gefertigt. Ihre klare, elegante Linie entspricht dem kultivierten Geschmack unserer Zeit.

LOEWE OPTA - Konzertschränke sind für verwöhnte Kenner.

LOEWE OPTA
meisterhaft in Bild und Ton.

LOEWE OPTA

Berlin/West · Kronach/Bayern · Düsseldorf

Fahr schick mit QUICK/Folge 48

FAHR SCHICK Q

QUICK verteilt diese Plakette an alle schicken Fahrer. Postkarte an QUICK, München, Brienner Straße 26, genügt.

Vorbei ist es mit dem gemütlichen Osterspaziergang. Noch am Abend des Gründonnerstag stürzen sich Jahr für Jahr Zehntausende von Autofahrern in das qualvolle Abenteuer der vier freien Tage. Keine Entfernung ist ihnen zu groß, kein Ziel zu weit. Noch mehr Kilometer, lautet die Parole, noch mehr Sehenswürdigkeiten. Ein Vergnügen? Bestimmt nicht, meint Huschke von Hanstein. Deshalb heißt auch sein Rat für alle schicken Fahrer:

Keine Hetzjagd bei der Osterfahrt!

Das Kolonnenfahren ist eine Bewährungsprobe für wirkliche Könner. Nicht zu dritt nebeneinander fahren (ganz vorn) und nicht von der linken Spur nach rechts ausscheren!

Überfüllte Autobahnen und stundenlanges Fahren in endlosen Kolonnen — das steht auch in diesem Jahr wieder allen Autofahrern bevor, die nicht auf ihren motorisierten Osterspaziergang verzichten wollen. Aber es geht auch anders. Hier ein paar Vorschläge:

- Setzen Sie sich nicht gleich nach Büroschluß hinter das Steuer. Die meisten Autofahrer wollen am Abend des Gründonnerstag noch möglichst weit fahren. Ergebnis: Die Autobahnen sind überfüllt. Fahren Sie in den frühen Morgenstunden des nächsten Tages los. Dann kommen Sie schneller voran.
- Schauen Sie sich eine Straßenkarte an, ehe Sie wegfahren. Neben der Hauptstrecke führen sicherlich noch andere Wege zu Ihrem Ziel. Und diese Straßen sind oft leer. Benutzen Sie diese Straßen auch für die Heimreise. Denn bei der Rückfahrt am Ende der Feiertage gibt es die größten Verkehrsstauungen. Brechen Sie nicht in letzter Minute auf. Wer schon am frühen Nachmittag des zweiten Feiertags wieder zu Hause ist, hat sich viel Ärger und das eintönige Kolonnenfahren erspart. Sie sollten sich überhaupt einmal überlegen, ob Sie nicht in der näheren Umgebung Ihres Wohnortes ein nettes Plätzchen finden, an dem Sie die Feiertage verbringen können. Heben Sie sich Italien für Ihren Urlaub auf! Trotz aller guten Vorsätze vieler Autofahrer — Kolonnen wird es auch in diesem Jahr wieder geben. Deshalb noch einige Tips für das Fahren in solchen Autoschlangen:
- Wechseln Sie nicht die Spur und fahren Sie nicht zu dicht auf. Auch in den Kolonnen müssen Sie Abstand halten. Kolonnenfahren ermüdet. Deshalb müssen Sie besonders aufmerksam sein.
- Überholen ist zwecklos, auf Landstraßen sogar gefährlich. Der Gegenverkehr hat nämlich meist freie Bahn und ist besonders schnell.
- Nicht auf Landstraßen parken — auch dort nicht, wo es eigentlich erlaubt ist. Benutzen Sie zum Halten und Parken die Seitenwege. Machen Sie auch bei kleineren Unfällen sofort die Straße frei. Und: Erleichtern Sie bei Einfahrten den anderen Wagen das Einfädeln.
- Beobachten Sie nicht nur Ihren unmittelbaren Vordermann. Wenn die Bremslichter des fünften oder sechsten Wagens vor Ihnen aufleuchten, müssen Sie bereits reagieren. Auch wichtig: Der Blick in den Rückspiegel. Überzeugen Sie sich immer wieder, wie sich die Wagen hinter Ihnen verhalten.
- Befolgen Sie die Weisungen der Polizei. Sie leistet an solchen Tagen Schwerarbeit. Fahren Sie ruhig die angegebenen Umleitungsverbindungen. Die Polizei weiß viel früher als Sie von Verkehrsstauungen und lenkt deshalb manchmal den Autostrom um. Bei Geschwindigkeitsbegrenzungen: Nicht schneller und nicht langsamer fahren als angegeben.

Viele Autofahrer haben inzwischen das beste Rezept für die Feiertage gefunden: Sie lassen ihren Wagen in der Garage stehen und gehen spazieren. Ist das nicht auch ein Tip für Sie?

Im nächsten Heft:

Im Ausland gelten andere Gesetze

Er war ein Abenteurer und kannte die Welt. Aber das größte Abenteuer wartete noch auf ihn: die Liebe

Zweimal blüht der Fieber-baum

Roman von Richard Mason

Noch bin ich kein Mörder, sagte sich Birkett. Morgen werde ich es sein — aber bis dahin ist noch Zeit, alles rückgängig zu machen. Wenn ich das tue, kann ich Durga heiraten, wir können Kinder haben ...

Wieder spürte er, wie die Unsicherheit nach ihm griff, ihn an der Kehle packte und seine Augen feucht werden ließ.

Birkett starrte in den blauen Himmel über sich, vergaß, daß Durga neben ihm hockte, und fragte sich: Was ist mit mir los? Den Auftrag abblasen? Die Sache verraten? Undenkbar . . .

Er sprang auf und erinnerte sich erst jetzt, daß er nicht allein war. „Ich gehe ein Stück spazieren."

„Ich komme mit dir."

„Nein, ich gehe allein."

Durga kannte diesen Ton; den Haß, der wieder das Haupt erhob. Bestürzt und verwundert sah sie ihm nach.

Birkett stieg rasch den Hügel hinauf. Er fühlte sich wieder der Woge ausgesetzt, die auf ihn einstürmte, und er wehrte sich, bis der Anprall schwächer würde.

An einem einzelnen Baum blieb er schweratmend stehen, trat in den Schatten und stützte sich mit einer Hand gegen den Stamm.

Diesmal ist es mir nahegegangen, überlegte er. So was darf mir nicht wieder passieren. Er schloß die Augen. Er mußte wieder fit sein, bevor er zu Durga zurückging, er mußte sich konzentrieren.

Und der Baum wurde für ihn wieder zu dem Fieberbaum auf der afrikanischen Steppe, und er selbst fühlte sich wie ein Tschita, wie ein Gepard. Drahtig und selbstbewußt, ganz seinem einzigen Lebensinhalt zugewandt — dem Jagen. Schnell und kraftvoll, ohne Zweifel an sich selbst. Der König der Steppe, ganz darauf ausgerichtet, sein Opfer zu reißen ...

Die junge Inderin Durga Kapur ist dem englischen Schriftsteller Ronald Birkett nach Nepal gefolgt. Sie liebt ihn. Und sie weiß auch, daß sie für ihn nur ein Abenteuer ist. Aber Birkett muß erkennen, daß auch er sie liebt. Noch spielt er mit halbverdeckten Karten: Er ist eigentlich in der Hauptstadt Katmandu, um ein Attentat auf den König vorzubereiten. Ein Angestellter der indischen Botschaft, Krischna Mathai, wird am Tage der großen Parade die tödlichen Schüsse abfeuern. Birkett deutet Durga nur an, was sein wahres Geschäft ist. Aber er weiß plötzlich, daß er schon in den nächsten vierundzwanzig Stunden für die geliebte Frau nichts als ein Verbrecher sein wird, ein Mörder.

Birkett blieb unter dem Baum stehen, bis die Worte, die er sich immer wieder vorsprach, überzeugend wirkten.

Als er zurückging, fühlte er sich wieder stark. Stark genug, Durgas verwundertem Blick gleichmütig zu begegnen.

„Komm", sagte er, „fahren wir zurück. Ich hab' das hier satt."

„Was ist mit dir?" fragte sie unglücklich, „was hat dich denn so plötzlich weggetrieben?"

„Wieso? Mir war nicht bewußt, daß ich weggetrieben worden bin."

Durga verstand, daß es sinnlos war, weiter in ihn zu dringen. Der Kontakt zwischen ihnen war abgeschnitten. Sie waren einsam und allein — Inseln in stürmischer See.

Schweigend gingen sie zum Jeep, und dieses Schweigen hielt an, auf der steilen Bergstraße und dann auf der breiten Chaussee, die zwischen Reisfeldern auf Katmandu zuführte.

Drahtig und selbstbewußt, nur sich und seinen Zielen zugewandt, sagte sich Birkett. Wie ein Tschita, ein Gepard.

Sooft er es sagte, war es, als fügte er einen weiteren Stein in den Schutzwall um sich. Und er war noch dabei, diesen Wall zu befestigen, als sie an den Stadtrand kamen und als etwas geschah, was diese Festung zusammensinken ließ wie ein Kartenhaus.

Es war nicht Birketts Schuld, und zuerst wußte er nicht, was eigentlich geschehen war. Sie fuhren gerade an einem Bildstock vorbei und sahen eben noch, wie ein kleiner Junge einen Stein nach irgend etwas warf, was sich offenbar hinter dem Bildstock verbarg. Dann sah Birkett und zugleich Durga blitzhaft etwas Schwarzes hinter dem Bildstock hervorspringen — gleich darauf hörten und spürten sie den Stoß und den Ruck.

Zweimal blüht der Fieberbaum

Birkett bremste scharf. Der Jeep kam in einer Staubwolke, die alle Sicht nahm, zum Stehen. Der klägliche Laut eines Tieres in Todesqual drang durch die Stille.

„Verdammter Bengel!" Birkett sprang aus dem Wagen. Doch der Junge hatte blitzschnell die Situation erfaßt und war davongelaufen.

Auch Durga war aus dem Jeep ausgestiegen. Sie lief mit Birkett die Straße zurück. Wimmernd zappelte ein Bündel dunkles Fell im Staub.

„Eine Ziege! Schrecklich." Durga wandte sich ab, als sie den verstümmelten Tierkörper sah.

Es war ein junges Tier, dem beide Vorderbeine zerschmettert waren; in dem dunklen Fell klaffte eine breite Wunde. Vergeblich versuchte es, sich auf den Hinterbeinen hochzurichten, und pflügte mit dem zuckenden Schädel den Straßenstaub.

„Verflucht — das sieht übel aus . . ." sagte Birkett.

„Aber was können wir tun?"

„Nichts, falls wir den Mann nicht finden, dem sie gehört."

Birkett sah sich um. Sie waren allein. Immer noch hielt das verzweifelte Schreien des Tieres an.

Durga stand blaß am Straßenrand, bemüht, das Tier nicht anzusehen. „Dann hilf ihm doch wenigstens. Kannst du es nicht töten?"

„Ich hab' keine Waffe . . . Komm, gehen wir lieber."

Sie schüttelte heftig den Kopf. „Nein, du mußt etwas tun. So gehe ich nicht."

„Gut." Sie sollte nicht denken, seine Nerven seien zu schwach, ein armseliges Zicklein zu erledigen.

Birkett ging zum Jeep zurück, kramte im Werkzeugkasten und fand einen großen Schraubenschlüssel.

„Mach es kurz", bat Durga schwach, als er zurückkam.

Er hielt das Tier fest, und sein erster Schlag traf den Schädelknochen zwischen den Ohren. Das Tier zappelte noch heftiger als zuvor.

Durga begrub ihr Gesicht in den Händen. „Mach doch endlich, quäl es doch nicht . . ."

Birkett holte zum zweiten Male aus, aber das zuckende Tier entwand sich verzweifelt, und der Schraubenschlüssel glitt ab. Birkett versuchte es niederzudrücken und zwängte es zwischen seine Knie.

„Mein Gott", stöhnte er, als er wieder zuschlug.

Und jetzt zwang ihn das Gefühl, beobachtet zu werden, aufzublicken. Ein paar Nepalesen standen herum — wie aus dem Nichts gewachsen. Er mußte sie vorhin auf den Feldern nicht bemerkt haben.

Sie standen im Halbkreis und in so respektvoller Entfernung, als wollten sie im nächsten Augenblick wieder fliehen.

Schweigend starrten sie herüber, in ihren Gesichtern kein Zeichen von Teilnahme, nur fremde, unheimliche Neugier.

Birkett wußte im gleichen Moment, daß sie nie begreifen würden, warum er das Tier zu töten versuchte. Sie waren ja nicht Zeugen des Vorfalls gewesen. Sie verstanden nicht, konnten nicht verstehen, daß er es nur tat, um die Ziege von ihrer Qual zu befreien. Vielleicht glaubten sie, er schlachte sie, um das Fleisch zu stehlen — oder zu sonst einem dunklen, undurchsichtigen Zweck. Aus Mordlust vielleicht.

So ist das, dachte Birkett, sie halten mich für einen Mörder. Alle halten sie mich für einen Mörder — ob nun von Ziegen, ob von Menschen — jedenfalls für einen Mörder.

Noch einmal schlug Birkett zu, mit verdoppelter Kraft, getrieben von der Verzweiflung. Und dann ertrug er es nicht mehr. Er ließ die Ziege los. Sie fiel

in den Straßenstaub, der Schraubenschlüssel neben sie.
Ohne Durga anzusehen, ging er schleppend die Straße zurück und stieg in den Jeep.
Durga starrte — wie selbst verwundet — auf das Bündel aus Fell und Blut, das jetzt regungslos dalag, aber immer noch kläglich wimmerte. Nicht mehr die Stimme eines Tieres, fast die Stimme eines kleinen Kindes.
Endlich trat einer der Nepalesen stumm vor, zog sein krummes Gurkhamesser aus der Scheide und stach zu.
Das Wimmern erstarb.
Durga kam an den Jeep. Birkett saß stocksteif hinter dem Steuer und sah auf die Straße vor sich. Sein Gesicht war maskenhaft. Sie setzte sich neben ihn.
„Es tut mir so leid. Es war grauenvoll . . ."
Er antwortete nicht, sah sie auch nicht an, sondern fuhr los.
Durga hatte das Gefühl, daß neben ihr eine Puppe am Volant saß.
Sie erreichten Katmandu, fuhren über den Maidan.
Nur noch fünf Minuten, dachte Birkett. In fünf Minuten sind wir zu Hause, solange muß ich durchhalten.
Und er wußte, daß es diesmal kein Entkommen gab. Alle Kraft mußte er aufbieten, daß der Damm seines Selbstbewußtseins dem übermächtig werdenden Druck von innen nicht nachgab. Lange konnte er es nicht mehr. Fünf Minuten schienen ihm wie eine Ewigkeit.
Endlich bogen sie in die Auffahrt zum Hotel „Everest" ein. Er fuhr bis zur Treppe des Portals und stieg dann behutsam aus, bewegte sich, als trüge er einen Korb Eier.
„Kann ich irgend etwas für dich tun?" fragte Durga.
Birkett schüttelte den Kopf. Steif, hochgereckt stieg er die Stufen hinauf und betrat die Halle.
Er fürchtete, es nicht mehr zu schaffen.
Er mußte die letzten Kraftreserven aufbieten, die Treppe hinaufzukommen, den Gang entlangzugehen, die Türe zu seinem Zimmer zu öffnen und sie behutsam wieder hinter sich zu schließen.
In der Sekunde, in der die Tür eingeklinkt wurde, barst der Damm, die Sturzwelle schlug über ihm zusammen, er schleppte sich noch bis zum Bett, vergrub sich in den Kissen und lieferte sich der Sintflut aus.
Zwei Stunden weinte Birkett.
Durga kam einmal herein. Es machte ihm nichts aus, daß sie ihn so sah: auf dem Bett liegend und schluchzend wie ein Kind.
Sie fragte, was sie tun sollte. Aber er nahm vorsichtig ihre Hand von seiner Schulter und schüttelte den Kopf. Und Durga ging wieder.
Schließlich ließ das Schluchzen nach, setzte ganz aus.
Birkett lag auf dem zerwühlten Bett. Er war wie ausgelaufen, leer von Gedanken und Gefühlen.
Er stand auf und ging in das Bad. Er sah in den Spiegel und wunderte sich über dieses fremde Wesen mit den wirren blonden Haaren, dem zerdrückten Hemd, dessen Schnurrbart jetzt einer ausgedienten Zahnbürste ähnelte. Er war nie einem armseligeren Sinnbild menschlichen Zusammenbruchs begegnet.
Da siehst du's, da hast du deinen Tschita, deinen Gepard, drahtig und selbstbewußt auf seine Ziele ausgerichtet— da hast du den König der Steppe . . .
Das war also das Ende dieses harmlosen Spiels. Schluß mit dem Tschita. Keine Fieberbäume mehr. Fieber überwunden, Temperatur wieder normal.
Birketts Kopf war jetzt klar. Er wußte genau, was er zu tun hatte.
Er wusch sich die Spuren seines Zusammenbruchs, so gut es ging, aus dem Gesicht. Er zog sich um und war gerade fertig, als Durga hereinkam.
„Ich gehe aus", erklärte er.
„Wohin?"
„Das erkläre ich dir später. Ich hab was zu erledigen."
„Wollen wir nicht vorher essen?"
„Nein. Vielleicht esse ich, wenn ich zurückkomme."
Birkett nahm den Jeep und fuhr zu dem Bungalow am Rande der Stadt.
Aber Mathai war nicht zu Hause. Seine Frau sagte Birkett, er sei noch in der Indischen Botschaft.
Birkett wendete und fuhr zurück. Er parkte den Wagen so, daß er den Eingang der Botschaft im Auge hatte, blieb aber im Jeep sitzen und wartete.
So saß er noch nach einer Stunde, und es machte ihm nichts aus. Reglos hockte er hinter dem Steuer und achtete gleichmütig darauf, wie die Zeit verrann, die Dämmerung anbrach.
Dann zuckte ein Licht im Tor des Hauses auf — Mathais Fahrradlampe. Birkett ließ die Scheinwerfer des Jeeps aufblinken, um Mathais Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.
Der Kegel der Fahrradlampe erlosch. Mathai schob das Rad bis zum Jeep.
„Major Birkett!" Ängstlich blickte er sich nach dem Botschaftsgebäude um. „Sir, können wir hier wirklich unbeobachtet sprechen . . . Laufen wir nicht Gefahr . . ."
„Nein, wir sind ganz außer Gefahr."
„Aber wir dürfen nichts riskieren, Sir. Unsere Verantwortung . . ."
Müde bemerkte Birkett die neue Selbstsicherheit und die erste Andeutung von Arroganz. Mathai hielt sich bereits stolzer, glich schon fast einem Helden.
„Keine Sorge, ich habe gute Nachrichten für Sie, Mathai. Eine Änderung unseres Plans: Das Spiel ist abgesagt."
„Verzeihung, Sir —?"
„Unser Spiel, morgen . . . die Sache ist abgeblasen. Sie können nach Hause gehen, Mathai, und Ihr Buch fertigschreiben. Sie können ein berühmter Schriftsteller werden, nichts steht dem mehr im Weg. Die Aktion findet nicht statt — alles vorbei."
Aber es stellte sich heraus, daß alles ganz und gar nicht vorbei, daß das Spiel nicht so leicht abzusagen war, wie Birkett gedacht hatte. Denn er hatte seine Sache gut gemacht. Er hatte Mathai die Idee des Märtyrertums so überzeugend eingepflanzt, daß er sie sich nicht ohne weiteres rauben ließ.
Der junge Inder stand neben dem Jeep, die Hände fest um den Lenker seines Fahrrades. Spöttisch und selbstsicher musterte er Birkett.
„Sind Sie vielleicht . . . krank, Sir? Sie sehen auch krank aus."
„Ich bin nicht krank", schnauzte Birkett. „Ich bin zufällig sehr gesund. So gesund, daß ich zu Verstand gekommen bin und begriffen habe: Unsere Ziele sind die besten, aber dies ist nicht der Weg, sie zu erreichen."
„Vor zwei Tagen noch waren Sie genau der entgegengesetzten Meinung, Sir. Ein solches Schwanken paßt nicht zu Ihnen. Ich muß daraus schließen, daß Sie krank sind. Sie werden bestimmt

BEREDTE SPUREN

Zweimal blüht der Fieberbaum

Ihre Ansicht ändern, wenn Sie wieder gesund sind."

„Spielen Sie sich nicht auf, Mathai."

Unbehaglich wurde sich Birkett der Tatsache bewußt, daß seine Stimme ärgerlich und sogar vorwurfsvoll geklungen hatte. Keine Spur mehr von der Härte, der früheren Selbstsicherheit. Es mußte wirklich so klingen, als hätte irgendeine Krankheit seine Kraft untergraben. Er mußte sich zusammenreißen.

„Hören Sie gut zu, Mathai. Ich bin nicht hergekommen, um mit Ihnen zu diskutieren. Ich bin gekommen, um Ihnen die Änderung eines Befehls zur Kenntnis zu bringen. Der Auftrag ist gelöscht. Die Operation, zu der Sie bestellt wurden, findet nicht statt. Ich gehe jetzt mit Ihnen nach Hause, und Sie werden mir den Revolver und die Röhre mit den Kapseln zurückgeben."

Mathais neue Selbstsicherheit blieb unerschüttert.

„Sir, Sie selbst haben mir erklärt, ich hätte mich als Soldat zu betrachten. Und Sie haben mir weiter gesagt, daß Ungehorsam gegenüber einem Vorgesetzten einer Meuterei gleichkäme."

Birkett nickte. „Freut mich, daß Sie sich das so gut eingeprägt haben. Was Sie jetzt tun, kommt nämlich einer Meuterei ziemlich nahe."

„Keineswegs, Sir. Nicht ich bin es, der sich gegen den Befehl auflehnt — sondern mein Vorgesetzter. Somit ist *er* der Meuterei schuldig. In dieser Situation ist es *meine* Pflicht, den Befehl, der von höherer Stelle ergangen ist, aus eigener Initiative auszuführen."

Birkett gab seine Taktik auf. Er versuchte es mit der väterlichen Haltung. „Mathai, seien Sie vernünftig. Stellen Sie Ihr Rad ab und kommen Sie zu mir in den Wagen." Da Mathai starrköpfig stehenblieb, fuhr er fort: „Wir sind doch immer gut miteinander ausgekommen, nicht? Sie wollten in mir sogar eine Art Vater sehen. Können Sie das jetzt nicht mehr?"

„Nein, Sir. Das ist jetzt nicht mehr möglich."

„Schade. Denn wenn ich aufrichtig sprechen darf, ich wäre stolz darauf gewesen, Sie wie einen Sohn anzusehen."

„Es ist mir lieber, wenn Sie das jetzt nicht mehr tun, Sir. Ich möchte nicht mit eigenen Augen zusehen müssen, wie mein Vater unsere Sache verrät. Und jetzt entschuldigen Sie mich bitte." Mathai drehte das Fußpedal zurecht, um aufsteigen zu können.

Birketts Geduld war zu Ende. „Sie benehmen sich wie ein kleiner Idiot. Sie können das Attentat unmöglich allein durchführen. Wenn Sie eine Sekunde nachdenken, muß Ihnen doch klar werden, daß es für mich eine Kleinigkeit ist, Sie daran zu hindern. Ein Telefongespräch, und die Polizei hat ihren Wink — dann sind Sie glatt abserviert."

Mathai hatte schon den Fuß auf dem Pedal, zögerte aber. „Ich kann mir nicht vorstellen, daß Sie die Polizei warnen, Sir", sagte er gelassen. „Selbst wenn Sie Ihre Meinung geändert haben, werden Sie doch noch so viel Ehrgefühl besitzen, einen Genossen nicht preiszugeben."

„Darauf würde ich mich nicht verlassen. Aber eines will ich Ihnen noch sagen, Mathai. Sie haben sich in den Gedanken verrannt, durch diese Tat ein Märtyrer zu werden. Es war von mir ein kalter Trick, Sie zu dieser Ansicht zu bringen. Ich sah doch auf den ersten Blick, daß Sie einer sind, der Hals über Kopf eine Chance wahrnimmt, um sich mit Glorie zu schmücken. Aber bilden Sie sich

ernstlich ein, daß die aus Ihnen einen Helden machen werden? Daß man Ihnen auf dem Roten Platz ein Denkmal errichten wird? Daß man den Kindern beibringen wird, Heldenlieder auf Sie zu singen? Hören Sie auf, sich zum Narren zu machen, Mathai. Die werden ihre Hände in heuchlerischer Abscheu waschen und sich von Ihnen distanzieren. Anspucken werden sie Ihre Leiche!"

„Ich habe auch über diese Möglichkeit nachgedacht, Sir. Und es ist mir klar geworden, daß meine Tat ohne Lohn noch uneigennütziger und die eigentliche Ehre um so größer ist."

Birkett packte die Wut. „Gut, Mathai. Rennen Sie mit dem Kopf durch die Wand, schlagen Sie sich ihn ein — erledigen Sie Ihren Auftrag. Aber halten Sie sich vor Augen, daß die Verantwortung für Ihre Tat ausschließlich auf Ihnen ruht."

„Ich bin bereit, sie zu übernehmen, Sir."

„Dann habe ich Ihnen nichts mehr zu sagen. Steigen Sie auf Ihr lächerliches Rad und gewinnen Sie Ihren lächerlichen wahren Ruhm — nur merken Sie sich: Ich habe damit nichts zu tun. Ich bin nicht mehr in dieser Geschichte."

Er sah das Schlußlicht des Fahrrades in der Dämmerung verschwinden.

Gut, dachte Birkett, ich habe getan, was ich tun konnte. Jetzt ist es seine Sache.

Er startete den Jeep. Scharf fuhr er an Mathai vorbei, ohne ihm einen Blick zuzuwerfen. Er ließ ihn in einer Staubwolke hinter sich.

*

Als Durga das Zimmer betrat, lag Birkett auf dem Bett.

Sie setzte sich neben ihn. „Ich sah, daß der Jeep zurück ist. Willst du jetzt essen, ich hab dir etwas zurückstellen lassen . . ."

„Nein, danke."

„Du hast gesagt, daß du mir alles erklären willst, wenn du zurückkommst", erinnerte sie ihn.

„Ich bin jetzt zu müde."

Ihre Augen ließen ihn nicht los. „Hat es etwa mit dem zu tun, von dem du mir erzählt hast — mit dieser Agentengeschichte? Du steckst doch nicht mehr drin?"

„Laß das, ich hab das alles hinter mir."

Sie versuchte es noch einmal. „Willst du nicht lieber zu mir kommen?"

„Nein, heute nacht nicht. Laß mich heute lieber allein."

Er sah sie knapp an, ihre großen, traurigen Augen, das rote Zeichen auf der hohen Stirn. Seine Hand erwiderte mit leichtem Druck den Gutenachtgruß, den seine Lippen nicht mehr sprachen.

Die Tür fiel hinter ihr ins Schloß. Birkett hörte die Uhr vom Maidan schlagen. Er malte sich aus, was morgen auf dem Maidan geschehen würde: eine drängende Menge, die paradierenden Soldaten, der König auf der Plattform. Dann die plötzliche Bewegung hinter ihm, die Schüsse . . .

Das ging ihn nichts mehr an. Er hatte das alles von sich geschoben. Die Verantwortung lag allein bei Mathai.

Die ganze Nacht lag Birkett wach, stellte sich die morgige Parade vor und sagte sich immer wieder, daß Mathai verantwortlich sei — daß nur Mathais Hände sich mit Blut befleckten. Er sagte es sich auch noch, als der Morgen durch Wilsons verschossene Vorhänge zu dämmern begann.

Doch jetzt, in dem erbarmungslosen Frühlicht, wurde Birkett klar, daß er nur versucht hatte, sich etwas Absurdes einzureden. Er konnte die Verantwortung für das, was er eingeleitet hatte, nicht einfach abschütteln. Wenn jemand eine Zeitbombe in ein Flugzeug schmuggelt und sich dann das Ganze überlegt, zurückläuft, um die Bombe wieder zu entfernen — aber feststellen muß, daß die Maschine schon abgeflogen ist — konnte der sich da frei von Schuld sprechen, wenn die Katastrophe geschah?

Fein stehst du da, Ronald Birkett, sagte er sich, wenn du über den Leichen deine Hände ringst und jammerst: ‚Es war nicht meine Schuld, ich habe mich davon distanziert . . .'

Er mußte Mathai zurückreißen — mußte alles im letzten Augenblick verhindern. Und falls es ihm mit Mathai nicht gelang, mußte er Frau Mathai zu Hilfe rufen. Sie würde mit dem Heldenschwindel fertig werden und Mathai zur Vernunft bringen.

Er stand sofort auf und fuhr zu Mathais Bungalow hinaus.

Es war Frau Mathai, die ihm öffnete: Ihr Mann sei bereits ausgegangen.

„Jetzt schon?" fragte Birkett und sah auf die Uhr Es war noch nicht ganz sieben.

„Er wollte einen Spaziergang machen. Das tut er oft am Morgen. Er meint, es sei die beste Zeit, um einen klaren Kopf zu bekommen."

Birkett verstand. „Gut, ich sehe später noch einmal vorbei."

Er fuhr zum Frühstück ins Hotel zurück und war um halb neun wieder an Mathais Bungalow. Auch diesmal öffnete ihm die Frau. Scheu hingen die beiden Jungen an den Falten ihres Sari.

„Es tut mir leid, mein Mann ist schon wieder weggegangen. Ich habe ihm gesagt, daß Sie noch einmal vorbeikommen wollten — aber er meinte, gerade Sie würden verstehen, daß er heute morgen allein sein wollte."

„Und wann erwarten Sie ihn zum Essen?"

„Er wollte im Bazar essen und dann direkt zur Parade gehen, heute nachmittag."

„Schade, ich hätte ihn vorher gern noch gesprochen . . ."

Frau Mathai sah ihn verständnislos an. „Ich weiß nicht warum, aber er wollte die Parade auf keinen Fall versäumen. Sonst geht er allem, was nach Militär aussieht, aus dem Wege, und auch den Kindern zeigen wir ungern so etwas . . . ich bleibe jedenfalls mit den beiden zu Hause."

Offenbar hatte er die Gefahr vorausgesehen, daß ich ihn unter Druck setzen könnte, überlegte Birkett. Er hat es vorgezogen, zu verschwinden. Meine Berechnungen sind damit über den Haufen geworfen. Es hat jedenfalls keinen Sinn mehr, seine Frau aufzuklären, Sie würde ihn vor der Parade nicht mehr sehen.

„Es macht nichts", sagte Birkett, „ich treffe ihn sicher auf dem Maidan." Er legte die Hände zusammen, Frau Mathai erwiderte den Gruß, und die Kinder hoben auch ungeschickt ihre Händchen.

Birkett ging den Vorgartenweg zurück. Kaum hörte er die Haustür zufallen, als er sich umwandte und wie ein Dieb auf den Fahrradschuppen neben den Bananenstauden zuging. Die Tür war nur angelehnt. Das Rad war nicht da. Zwischen Gartengeräten und ande-

Angelino

Zweimal blüht der Fieberbaum

·em Werkzeug entdeckte er einen verbeulten Blechkoffer.

Der Schlüssel steckte im Vorhängeschloß. Birkett öffnete den Deckel. Eine zerbrochene Harke lag auf dem Boden, Flickzeug für das Fahrrad und Ersatzteile.

Die Pistole und die Zyankali-Kapseln waren fort. Mathai hatte sie mitgenommen.

Die nächsten zwei Stunden verbrachte Birkett damit, die Straßen des Bazars auf und ab zu fahren, um Mathai zu finden. Vor jedem Café stoppte er, um sich nach dem Fahrrad umzusehen.

Als die Suche ergebnislos verlief, dehnte er das Revier seiner Suche aus. Er hielt vor Pagoden und Kapellen, die Mathai, der ein paar Stunden mit sich allein sein wollte, eine willkommene, kühle Zuflucht boten.

Die Straße führte ihn über die Holzbrücke des Bagmati, wo er sich einmal mit Mathai getroffen hatte.

Er hielt an, in der vagen Hoffnung, Mathai könne vielleicht den Morgen am Flußufer verbringen.

Birkett stieg aus, lief die Uferböschung entlang, tappte durch den Schlamm, aber niemand war am Fluß.

Enttäuscht und müde kehrte er zum Jeep zurück. Seine Armbanduhr zeigte halb eins. In ein paar Stunden würde die Parade beginnen . . .

Es war sinnlos, weiter zu versuchen, Mathai vor der Parade zu finden.

Gut, wenn man den Mörder nicht von seinem Opfer abbringen konnte — war es dann nicht möglich, das Opfer vor dem Mörder zu warnen? Gab es nicht einen Weg, das Erscheinen des Königs bei der Parade zu verhindern?

Birkett überlegte: Eine anonyme Warnung würde wohl genügen, ein Anruf. Selbst wenn es das Staatssekretariat für einen schlechten Scherz halten würde — ignorieren würde man die Warnung nicht.

Mathai würde, wenn er erst einmal in Eisen gelegt war, natürlich auspacken. Aber Birkett hatte dabei nichts zu befürchten.

Er selber konnte dann schon den Staub Nepals von den Schuhen geschüttelt haben. Und außerdem stand nur Mathais Wort gegen ihn — nichts war zu beweisen.

Aber nein — verraten und ausliefern konnte er den Jungen nicht. Er mußte ihn persönlich hindern, die Tat zu begehen. Ihn bei der Parade abfangen, sich an ihm festsaugen wie ein Blutegel. Und falls seine unmittelbare Nähe nicht genügen würde, dann mußte er ihn mit Gewalt niederhalten, bevor er die Waffe gebrauchen konnte.

Das war kinderleicht. Vorausgesetzt, daß er Mathai auf dem Maidan fand. Und finden mußte er ihn, früher oder später — weil es eine Stelle gab, der Mathai früher oder später zustreben mußte — die Plattform des Königs.

Birkett wurde wieder zuversichtlicher, je länger er diesen Plan erwog. Er stieg in seinen Jeep und fuhr zum „Everest" zurück.

Noch vor der Treppe machte er halt, um seine beschmutzten Schuhe zu säubern. Er hörte, wie hinter ihm ein Wagen scharf bremste, klickend den Kies aufwirbelte. Als Birkett aufblickte, erkannte er den Land-Rover der Britischen Botschaft mit einem uniformierten Nepalesen am Steuer. Daneben: Potter.

Potter sah herüber und stieg lachend aus. „Der Fluß übt also immer noch einen so verhängnisvollen Zauber auf Sie aus, alter Freund."

Er sah dabei Birkett ins Auge, streifte mit keinem Blick die verschmutzten Schuhe. Das war einer von Potters kleinen Tricks, so suchte er die Leute aus der Fassung zu bringen.

Birkett hütete sich, seine Betretenheit zu zeigen. Er hob einfach einen Fuß und säuberte mit der Spitze seines Stockes die Sohle.

„Ja, verhängnisvoll — wenigstens für meine Schuhe, das ist gewiß."

„Erinnern Sie sich doch nur an Ihren letzten Ausflug zum Fluß, alter Freund. Der hing damals mit einem Anruf von Mister Mathai . . . entschuldigen Sie, ich wollte sagen Mister Kensington, zusammen. Deswegen frage ich mich, ob es auch diesmal mit Mathai zu tun hat. Oder vielleicht nur, weil heute ja Ihr großer Tag ist, Birkett . . ."

Birkett bearbeitete weiter seine Sohlen. „Was sollte daran denn groß sein?"

„Ich meine die Parade. Ich weiß doch, was eine Parade für einen alten Kommißkopf wie Sie bedeuten muß."

Birkett lächelte, während er sich weiterhin seinen Schuhen widmete. „Ich hätte fast vergessen, daß sie heute ist. Sie haben recht, mir macht kaum etwas so viel Spaß wie eine gutgedrillte Truppe."

Der fühlt mir auf den Zahn, dachte Birkett. Er mag der Wahrheit ziemlich nahe gekommen sein, aber doch nur als eine von vielen Möglichkeiten. Der Hauptspaß ist, daß es jetzt gar nicht mehr die Wahrheit ist — er ahnt ja nicht, daß ich inzwischen die Front gewechselt habe. Allerdings könnte es ein recht schlimmer Scherz werden, wenn der mich mal in die Hände bekäme . . .

„In dieser Beziehung", sagte Birkett harmlos, „ist es ja auch für Sie ein großer Tag."

Potter schüttelte den Kopf. „Muß Si[e] leider enttäuschen. Hab Ihnen doch er[-]zählt, wie ich mich durch den Krieg gebracht habe."

Birkett faßte ihn scharf ins Auge. „Ich dachte gerade an dieses ganze Aufgebot von Uniformen und Ausrüstungen. Das muß doch einem ans Herz gehen, der früher — wie Sie, Potter — im Heeresversorgungsamt gesessen hat."

„Einen Punkt für Sie, alter Freund" grinste Potter. „Auch für mich kann e[s] heute große Momente geben. So oder so."

Plötzlich war der Humor aus seinem Grinsen wie fortgeblasen. Es hing nur noch wie an Drähten in seinem Gesicht, ein eisiges, feindliches Zähnefletschen. Es machte Potters Bart und die Hornbrille unwirklich wie eine falsche Nase oder eine Papiermütze, die der Henker aufsetzt, während er den Galgen rüstet.

Es war nicht die Drohung, die Birkett verwirrte. Es war das Gefühl, dieses Grinsen zu kennen.

Und plötzlich gab es einen Riß. Jetzt wußte Birkett, wann er dieses Grinsen schon einmal gesehen hatte.

Plötzlich war sein Gedächtnis wach. Er war nicht mehr in Nepal, sondern in Schottland. Er stand nicht mehr vor dem Hotel „Everest", sondern an Bord der „Maid of Islay", die von Arran nach Glasgow fuhr. Ein großer Mann, der einen Filzhut trug und eine braune Tweedjacke dazu, dieser starre Blick und dann plötzlich das eiskalte Grinsen.

Und jetzt wußte Birkett, daß es damals auf der „Maid of Islay" Potter gewesen war, der ihn beschattet und aus unerfindlichen Gründen laufen gelassen hatte.

Mit der Einschränkung, daß Potter nie jemanden, den er in der Hand hatte, wirklich losließ.

Birkett riß sich zusammen. „Ich muß gehen, sonst komme ich zu spät zum Essen."

„Sie sind ja ganz weiß geworden, alter Freund. Ist Ihnen nicht gut?"

Birkett trat an ihm vorbei und ging die Stufen hinauf. „Durchaus gut."

Vielleicht habe ich mich doch geirrt, dachte er. Vielleicht war der Mann auf der „Maid of Islay" gar nicht Potter . . .

Er durfte jetzt nur noch an Mathai denken und an die Parade. An die nächsten drei, vier Stunden . . .

Fortsetzung folgt

Wer mit wem?

Anti-Twisterin Alexandra von Kent stellt manche Gastronomen von St. Anton am Arlberg vor schwierige Probleme: Wenn sie mit ihrem Verlobten, dem Prinzen Max von Bayern, in Dancings aufkreuzt, hat der Twist Feierabend. Denn die Prinzessin mag diesen Schütteltanz nicht. Außerdem aber wird jedes Lokal, das sie mit ihrem Besuch beehrt, sofort von vier Leibwächtern bewacht. Resultat: Die Umsätze in den Stammlokalen Alexandras gehen zurück . . .

★

Ex-Diktatorssohn Rafael Trujillo, der nun nicht mehr in der Dominikanischen Republik diktieren darf, diktiert jetzt standesgemäß auf der Pariser Rennbahn Longchamps: Sein Pferd gewann gleich beim ersten Rennen 18 000 Mark. Rafael, der immer für schnelle Pferde, schnelle Autos und schnelle Flirts war (Zsa Zsa Gabor, Kim Novak) hat damit endlich einen neuen Lebensinhalt gefunden . . .

★

Armbrust-Stratege Wilhelm Tell wurde zu einem Wilhelm „Schell", weil sich Militärstratege Adelbert Weinstein bei Werner Höfers Fernseh-Frühschoppen versprach. Die auf diese Weise in die Nähe des Schweizer Nationalheiligen gerückte Schell-Familie (Maria, Maximilian und Karl) wird davon profitieren können. Denn Nationalheiligen widerspricht man weder bei Rollen — noch bei Gagenwünschen . . .

★

Muskelpaket Jean Corne (französischer Catcher) verbucht zur Zeit in England riesige Erfolge bei seinen öffentlichen Auftritten. Grund: Jean gilt als erster Leibwächter von Brigitte Bardot. Und die Angriffsfreudigkeit des Mannes, dem B.B. ihre weltberühmte Figur anvertraut, stößt nicht nur in Sportkreisen auf starkes Interesse . . .

★

Superkavalier Prinz Viktor Emanuel (von Italien) hat Crans-sur-Sierre (französische Schweiz) nach einer Ohrfeigenaffäre plötzlich verlassen. Die „Betroffene" heißt Alda Doria und ist die Schwester der Wasserski-Weltmeisterin Marina Doria. Anschließend startete der watschenfreudige Prinz zu einer Wiedergutmachungsaktion nach Nizza: Dort stellte er die verletzte Familienehre der Dorias wieder her, indem er bei Schwester Marina Unterricht im Wasserskilaufen nahm . . .

Viktor Emanuel: voll Reue . . .

★

Hausmütterlein Dorothee Parker, braves Gegenstück zu ihrem Gatten, dem deutschen Sexfilmproduzenten Wolfgang Hartwig („Mein Haus bleibt rein!") erntete jetzt den Lohn für ihre Bravheit: Im US-Junggesellenmagazin „Playboy" war sie eine der wenigen bis zum Hals zugeknöpften Schönheiten. Ob Dorothee auf diese Art hofft, dem deutschen Film wieder auf die Beine zu helfen? Jedenfalls steht sie augenblicklich einige Ängste aus, daß sie nach ihrem letzten Film „Heißer Hafen Hongkong" (Anfrage an Anatol: „Eventuell kleine Meldung möglich?") keine neue Filmrolle mehr ergattern könnte. Diese Ängste sollten überflüssig sein. Denn *eine* vollständig angezogene Frau braucht Gatte Wolferl in seinen Filmen immer . . .

Dorothee: voll Arbeitswut . . .

QUICK

Modeschöpferin von Windsor (Herzogin des gleichnamigen Herzogs) hat wieder mal eine neue Mode kreiert: nämlich mit Blumen bedruckte Betttücher. Und zwar sind es (passend zu ihrer Augenfarbe!) himmelblaue Blumen. Denn der Herzog liebt die Blumen. Auch nachts . . .

*

Bikinesin Eva-Maria Gebel (rollenhungriges Starlet aus Berlin) zeigte sich auch im winterlichen Italien von ihrer besten Seite. Resultat: Von ihrer

Eva-Maria: voll Wärme . . .

Filmarbeit kehrte sie mit einem Pelz zurück. Den Spender dieser wärmenden Umhüllung vermag Anatol indessen nicht zu nennen. Denn er war schon Gast bei zwei Hochzeiten des uneigennützigen Pelzlieferanten. Und das verpflichtet . . .

*

Soviel für heute. Nächste Woche hören Sie wieder von Ihrem

Anatol Aber

Die weiche Welle

Unentbehrlicher Ratgeber zum Besten der vier- und zweibeinigen Kreatur

Nicht schimpfen – nur wundern! Bitten Sie in einem solchen Fall Passanten um gütigen Beistand ...

MAGEN

HIRN

Das Innenleben unseres Lieblings, etwas vereinfacht dargestellt. Ein Kotelett bringt die Apparatur am besten in Schwung. Mögliche Folge: Gehorsam ...

Die Spur der „weichen Welle". Erklären Sie Ihrem Hund zur gegebenen Zeit mit zarten Worten, was er falsch gemacht hat.

Der brave Herr denkt an sich selbst zuletzt! Er weiß, daß Hunde am besten durch Nachahmung lernen. Fängt man es also richtig an, kann man jedem Hund etwas beibringen: Man macht ihm vor, was er tun soll – vielleicht belohnt er die Bemühungen in gewünschter Weise. Wenn nicht, hat man ihn zumindest gut unterhalten ...

Mein Hund und ich (VI)

Liebe und Zärtlichkeit — also die „weiche Welle" — können mehr dazu beitragen, einen Hund zu erziehen, als Strenge und Unnachgiebigkeit. Typisch dafür ist die Geschichte eines jungen Pudels, der in einer Etagenwohnung lebte. Wie jeder Hund in den ersten zehn oder mehr Jahren seines Lebens liebte er es, Bücher zu zerkauen. Dabei bevorzugte er natürlich jene auf den unteren Brettern des Regals. Wohlvertraut mit den modernen Grundsätzen der Psychologie, verschwendete Herrchen keine Zeit daran, seinen Hund zu verwarnen. Er wandte sich geradewegs dem Kern des Problems zu: Er kaufte ein neues Bücherregal, dessen Bretter außer der Reichweite seines Hundes waren. Als der Hund heranwuchs, kaufte er wieder ein neues Regal, und einige Jahre später ... brachte er die wenigen verbliebenen Bücher auf den Speicher. Sein Hund gab die Ungezogenheit des Bücherkauens völlig auf — der Herr das Lesen . . .

Falls man es richtig anfängt, kann man jedem Hund die eben geschilderte Art des perfekten Gehorsams beibringen. Gut wäre es allerdings, ihm zuvor zu beweisen, daß bereitwilliger Gehorsam seine Lage tatsächlich verbessert. Katzen zum Beispiel kümmern sich nie um einen Befehl — dennoch zollt ihnen der Mensch Respekt. Vögel und Fische tun noch weniger für ihren Unterhalt — dennoch werden sie so oft gefüttert wie der Hund. Ist es nicht ein Wunder, daß es trotzdem Hunde gibt, die den Wünschen ihrer Herren willfahren?

Die beste Gelegenheit dazu bietet sich einem Hund, wenn er anständig „bei Fuß" geht. Um ihm dieses Kunststück beizubringen, braucht man ein Halsband und eine Leine. Dies in der Hoffnung, daß solches Zubehör den Hund an seinem natürlichen Drang, davonzulaufen, hindern werde. Nicht ärgern, wenn er wirklich davonstürzt! Am besten rennt man hinterdrein. Stoppt er, verschnauft man ebenfalls. Solche Aufenthalte darf man an jedem Laternenpfahl erwarten, ferner an Bäumen und bei jedem anderen Hund.

Entscheidend ist, daß unser Liebling lernt, sich dicht an unserem linken Knie zu halten. Rennt der Hund im Kreis herum, so rotiert man mit — um zu vermeiden, daß sich einem die Leine um die Beine wickelt und man zum Schluß keinen Schritt mehr tun kann. Gerät man dennoch in diese hoffnungslose Situation, so bitte man einen Passanten um Hilfe.

Das klingt alles recht anstrengend — und ist es auch! Verzweifeln Sie aber nicht, sondern denken Sie daran, daß das Haupthindernis im Leben Ihres Hundes Sie sind. Bleiben Sie geduldig, bleiben Sie bei der „weichen Welle"! So erreichen Sie bei Ihrem Liebling am meisten. Und trösten Sie sich bei Rückschlägen mit der Erkenntnis: Ein glücklicher Hund ist mehr wert als hundert unglückliche Herren!

Das nächste Mal:

Der Hund im Auto

Warum ging der „Kampf“ noch weiter, als Boxweltmeister Kid Paret schon längst bewußtlos war:

Muß er für das Fernsehen sterben?

„Aufhören!“ schrien schockierte Zuschauer. Denn Boxweltmeister „Kid“ Paret war offensichtlich kampfunfähig. Mit glasigen Augen lehnte er in der neutralen Ecke am Ringpfosten — unfähig, eine Faust zu heben. Doch der Ringrichter schien das nicht zu bemerken. Er ließ weiterboxen. Mehr als zwanzig schwere Kopftreffer, darunter zehn fürchterliche Aufwärtshaken, mußte Kid Paret noch einstecken, bevor Ringrichter Goldstein ein Einsehen hatte. Als er den „Kampf“ endlich abbrach, war es zu spät. Warum machte der Ringrichter nicht früher Schluß? In New York behauptet man: Weil die einträgliche Fernseh-Übertragung so lange wie möglich dauern sollte . . .

Im New Yorker Roosevelt-Krankenhaus: Frau Lucy Paret und Manager Manuel Alfaro bangen am Bett des bewußtlosen Boxers. Kid Paret ist nicht mehr aufgewacht, seit man ihn direkt aus dem Boxring in den Operationssaal schaffte. Die Ärzte meißelten seinen Schädel auf und untersuchten sein weichgehauenes Gehirn. Dann gaben sie ihn auf. Zehntausend zu eins, daß Kid Paret stirbt – so lautete die Diagnose. Aus Sport war blanker Mord geworden...

Muß er für das Fernsehen sterben?

Die „Stammkunden" des Madison Square Garden witterten schon vor der ersten Runde, wie dieser Weltmeisterschaftskampf im Weltergewicht ausgehen würde. Der Champion, Kid Paret, hatte gegen den Herausforderer Emile Griffith keine Chance. Vier zu eins standen die Wetten, daß er verlieren würde.

Kid Paret wußte selbst, daß er eigentlich nicht gesund genug war, um einen Fünfzehn-Runden-Kampf durchzustehen. Die schweren Schläge, die er ein Vierteljahr zuvor von dem Mittelgewichtler Gene Fullmer hatte einstecken müssen, machten ihm noch immer zu schaffen. Aber er sollte fünfzigtausend Dollar bekommen. Eine Menge Geld. Dafür läßt man sich, wenn es nicht anders geht, sogar k. o. schlagen.

Endlich springt der Unparteiische dazwischen und hält den Herausforderer Emile Griffith zurück. Zwanzig Schläge zu spät. Weltmeister Kid Paret war schon vor einer halben Minute k. o. Aber Ringrichter Goldstein kümmerte das nicht. Hat er die Hilflosigkeit des Weltmeisters nicht bemerkt? Er wollte sie nicht bemerken, flüstert man sich in New York zu. Dem Fernsehen zuliebe ...

Kid Paret konnte ja nicht wissen, daß diese fünfzigtausend Dollar die letzten sein würden, die er sich je erboxen sollte.

Berufsboxveranstaltungen sind in Amerika nur dann ein lohnendes Geschäft, wenn eine Fernsehgesellschaft die Übertragungsrechte erwirbt. Beim Weltmeisterschaftskampf Kid Paret gegen Emile Griffith zum Beispiel wurden nur für 28 000 Dollar Eintrittskarten verkauft. Der Rest der 50 000 Dollar, die Kid Paret bekommen sollte, die 17 000 Dollar für Herausforderer Griffith, die Unkosten und der Gewinn der Veranstalter — das alles wurde von Fernseh-Geldern bestritten.

Selbstverständlich verlangten die Fernseh-Leute für ihr gutes Geld auch einen entsprechenden Gegenwert . . .

Arthur Steiner, der New Yorker QUICK-Korrespondent, hat jene entsetzlichen Minuten am Bildschirm miterlebt. Er berichtet:

„Kid Paret sah aus, als schlafe er im Stehen. Nur die Seile, in denen er hing, hielten ihn noch aufrecht. Aber Emile Griffith drosch weiter auf Parets Schädel ein. Fünfundzwanzig Keulenschläge zählte ich. Dann war es endlich vorbei . . .“

Während der bewußtlose Paret auf einer Bahre weggeschafft wurde, bereiteten die Fernseh-Leute ihrem Publikum noch einen besonderen „Augenschmaus“: Sie ließen die mörderische Schlußszene ein zweites Mal über den Bildschirm laufen. Im Zeitlupentempo. Jede Minute der teuer bezahlten Übertragungszeit mußte schließlich ausgenutzt werden . . .

Aber nicht nur die Kameraleute — auch Ringrichter Goldstein mag, unbewußt vielleicht, unter dem Diktat des Fernseh-Dollars gestanden haben. Goldstein wußte um die gigantischen Summen, die für eine Fernseh-Übertragung gezahlt werden. Da kann man nicht so einfach Schluß machen, nur weil einer der beiden Kämpfer etwas „groggy“ wirkt. Kid Paret hatte schon oft gezeigt, daß er hart im Nehmen war. Er würde auch diese Schläge überleben . . .

Ja — am Leben bleiben wird Kid Paret, wenn er Glück hat. Als Krüppel, dem kein Glied seines Körpers mehr gehorcht. Nicht einmal die Zunge, um zu sprechen . . . ●

BERLIN-
CHARITÉ

Die Geschichte des berühmten Krankenhauses. Ein Bericht von Gerhard Jaeckel

In dieser Folge: **Dem Schafott entrissen • Orgien im Krankenhaus • „Rüstet ab!" verlangt der Abgeordnete Dr. Virchow • Schon vor neunzig Jahren dem Krebs auf der Spur • Wer rettet die Siamesischen Zwillinge?**

Professor Virchow (vorn rechts) und einer seiner seltsamen „Patienten", der 2 Meter 26 große Wilkins aus Arkansas. Mißgebildete Menschen, Abnormitäten aus allen Teilen der Erde, kamen damals hilfesuchend zur Charité, denn Virchow galt als die bedeutendste Kapazität Europas, wenn nicht der Welt...

Hoffnung für die ganze Welt: Dr. med. Rudolf Virchow

Was bedeutet dieser Lärm?" fragt Professor Rudolf Virchow, als er seine Station, die Gefangenen-Abteilung der Charité, betritt. Bevor der dienstuende Stabsarzt antworten kann, eilt Virchow auf das Krankenzimmer Nr. 6 zu, aus dessen offener Tür das laute Klirren von Metall dringt. Hinter ihm her der Stabsarzt und ein junger, erst vor Tagen zur Station kommandierter Unterarzt namens Diersen.

Ein schmaler Raum mit vergittertem Fenster, an der Längswand ein eisernes Bett. Mit geschlossenen Augen liegt ein Kranker da, sein Gesicht ist aschfahl. Zwei stämmige Männer, denen die blaue Uniform der Gefängnisbeamten prall auf den Leibern sitzt, drehen ihre breiten Rücken der Tür zu. Auf den Dielen vor dem Bett ein Metallbecken mit Dreifuß, darin glühende Kohlen. Ein Junge im Arbeitsdrillich bläst die Glut mit einem kleinen Blasebalg an. Daneben kniet der Haus-Schlosser der Charité. Mit kurzen, schnellen Hammerschlägen schmiedet er eine schwere Kette am Rahmen des Bettes fest. Die Kette endet in einem breiten stählernen Ring, der sich um das Handgelenk des Kranken schließt.

„Figalla!"

Auf Virchows Ruf springt ein Mann auf, der in Hockstellung dem Schlosser zusah. Er ist von fast zwergenhaftem Wuchs. Dabei hat er gewaltige, breite Schultern und lange Affenarme. Ein schwarzer Bart reicht ihm fast bis zum Gürtel, er hat tiefliegende, stechende Augen. An seiner Hüfte klirrt ein riesiger Schlüsselbund . . .

Der Gnom nimmt militärische Haltung an und schnarrt in breitem Oberschlesisch seine Meldung herunter: „Stube sechs, belegt mit einem Neuzugang . . . Zum Tode verurteilt und zur Wiederherstellung der Hinrichtungsfähigkeit an die Gefangenen-Abteilung im Charité-Krankenhaus überwiesen . . ."

„Seit wann schmiedet man kranke Menschen ans Bett?" Virchows sonst monotone Stimme ist rauh vor Empörung.

„Ist sich Vorrschrrift, Herr Profässer", schnarrt Oberwärter Figalla. „Ist sich Parragraff elf, Absatz . . ."

„Schon gut, schon gut!" Virchow winkt ab. Er weiß, daß die Todesstrafe nur an gesunden Menschen vollstreckt

BINAFIX – kristallklares Haarspray ®

Dieses neue Haarspray wird Ihnen gefallen! BINAFIX gibt Ihrer Frisur festen Sitz für den ganzen Tag, erhält dem Haar natürliche Schmiegsamkeit und ungetrübten Glanz; die natürliche Haartönung wird nicht verändert. BINAFIX wird niemals klebrig und bildet keine »Schuppen«. BINAFIX enthält das patentgeschützte Dicrylan® 405, deshalb ist es kristallklar. Überzeugen Sie sich selbst:

* Sprühen Sie BINAFIX auf einen Spiegel: keine Spur von grauem Belag ist zu sehen!

So rein und klar schützt BINAFIX auch Ihre Frisur, um sie den ganzen Tag lang schön zu halten.

BINAFIX ist für jedes Haar geeignet u. kostet DM 4,80.

Binafix

Das neue Haarspray von Dralle

Dieses Haarspray ist kristallklar *

Machen Sie den Spiegeltest!

BINAFIX wird nach einem Verfahren der CIBA Aktiengesellschaft, Basel, hergestellt.
® = Reg. Wz. der CIBA

Dralle

BERLIN-

CHARITÉ

werden darf. So befiehlt es das Gesetz. Und er weiß auch, daß zum Tode verurteilte Patienten ans Bett geschmiedet werden müssen.

Virchow greift nach der Hand des kranken Delinquenten, tastet die stählernen Fesseln ab. Er zieht die Bettdecke hoch und kontrolliert die Fesseln an den Füßen.

„Wir wollen das mit Tampons abpolstern", sagt er zu dem Stabsarzt. „Aber nicht zu fest, daß es keine Stauungen gibt . . ."

Der Kranke öffnet weder die Augen, noch rührt er sich, als Virchow ihm das grobleinene Hemd aufknöpft und sein Ohr horchend auf die magere Brust legt.

Virchows schlanke Hände gleiten vom Brustbein abwärts über den Leib des Kranken. An der rechten Seite des Oberbauchs bleibt die rechte Hand liegen, drückt sanft zu. „Tut das weh?"

Virchow drückt noch einmal zu, etwas kräftiger, bis er deutlich die geschwollene Leber tastet.

Aber der Patient schüttelt den Kopf. „Mir tut janischt weh. Ick fühle mir bloß elend durch und durch."

Unterdessen tastet Virchows Hand im linken Rippenbogen die Milz. Auch sie ist deutlich geschwollen. Dazu kommen die Anzeichen einer allgemeinen Blutarmut. Damit steht Virchows Diagnose fest.

„Wir wollen Harn und Blut im Laboratorium untersuchen lassen", sagt er dem Stabsarzt. Aber was dabei gefunden wird, weiß er bereits: winzige Körnchen von Blutfarbstoff, die sich unter Schwefelsäure grün, blau, violett und rot verfärben. Damit wird Virchows Diagnose bestätigt werden: Es handelt sich um eine jener Leberkrankheiten, die er als einer der ersten durchforscht hat und „Icterus (Gelbsucht) catarrhalis" getauft hat . . .

„Bis auf weiteres Kost nach Form vier", ordnet Virchow an. Das ist der höchste Verpflegungssatz in der Charité.

„Aber Herr Professor!" bemerkte vorwurfsvoll der Stabsarzt.

„Haben Sie ärztliche Einwände?" Virchows braune Augen funkeln angriffslustig.

Die Verpflegungs-Kosten für die kranken Gefangenen sind ein ständiger Streitpunkt zwischen Virchow, seinem Stabsarzt und dem Verwaltungs-Direktor Esse. Der Tagessatz in der Charité beträgt 8 Silbergroschen, 9 Pfennige (etwa 5 D-Mark). Die Justizverwaltung zahlt aber der Charité für den kranken Sträfling nur den Gefängnissatz von 6 Silbergroschen. Professor Virchow, dirigierender Arzt der Gefangenen-Station, verlangt für seine Kranken dieselbe Diät, dieselben Extra-Portionen wie seine Kollegen von den anderen Stationen.

Der junge Unterarzt Diersen blickt Virchow groß und fragend an. Virchow nimmt den Blick auf und sagt in plötzlichem Entschluß zu dem Unterarzt: „Sie werden die Behandlung dieses Falles übernehmen. Sind Sie sich über die Therapie dieser Leiden klar?"

Der junge Mann erklärt, daß er drüben in der I. Medizinischen Klinik bei Professor Frerichs viele Leberkranke, Gelbsüchtige und Milzkranke behandelt hat.

„Dann wissen Sie also, was Sie zu tun haben", sagt Virchow. Dem Unterarzt ist es, als blicke der Professor ihn bei diesen Worten merkwürdig eindringlich an.

Labor, Hörsaal und Parlament

Zehn mattblinkende, auf Räder montierte Mikroskope rollen langsam über die Metallschiene in der Mitte des Tisches, um den die Studenten sitzen. Jeweils zehn Augenpaare spähen in die Okulare, betrachten angestrengt die hauchdünnen Scheiben von mattrosa oder hellviolett schimmernden Gewebe. Unter der vergrößernden Linse löst sich das Gewebe in ein Gewirr von Zellen auf. Die Mikroskope rollen weiter von Student zu Student . . .

Virchow spricht.

Genau eine Stunde hat er für die Visite auf der Gefangenen-Station gebraucht. Dann ist er aus dem Dachgeschoß der häßlichen, gefängnisartigen Neuen Charité herübergeeilt in sein Pathologisches Institut. Aus der Fülle der Präparate, die am Vortag bei den Sektionen angefallen sind, hat er am Morgen rasch das interessanteste herausgesucht.

Ohne Vorbereitung spricht Virchow. Er hat sein ganzes phänomenales Wissen immer parat.

Gläser wandern von Hand zu Hand. Was die Studenten vorher in zweihundertfacher Vergrößerung unter dem Mikroskop gesehen haben — Schnitte von krebsig entartetem Gewebe — betrachten sie nun im ganzen: Krebsgeschwüre in mannigfachen Formen.

Plötzlich hält Virchow mitten im Satz inne. „Sie, da hinten, halten Sie das Glas gefälligst nicht wie ein Bierseidel", ruft er scharf. Dann fährt er im unterbrochenen Satz fort: „. . . führe ich die Bildung bösartiger Geschwülste auf un-

Seite 90

natürliche Reizung des Gewebes zurück. Ständige Kälte oder Hitze, mechanischer Druck oder Reibung, chemische Reizungen veranlassen die Zellen zur erhöhten Teilung, ein Akt der Notwehr gewissermaßen, der dem Leben verhängnisvoll wird . . ."

Nur wenige von Virchows Hörern an jenem 3. November 1869 werden den Beweis für diese Behauptung ihres Lehrers noch erleben. Erst 48 Jahre später, im Jahre 1917, wird der japanische Krebsforscher Yamagiwa seinen berühmten Versuch mit den weißen Mäusen machen. Er wird den Tierchen eine Stelle des Rückens kahlscheren und zweimal in der Woche mit einem Tropfen Teer betupfen. Über Wochen und Monate setzt er das fort. Dann beginnt bei den ersten Tieren der Hautkrebs zu wuchern . . .

Krebs — künstlich erzeugt durch Reizung! Der häufige Blasenkrebs der Anilin-Arbeiter ist damit erklärt, der vom Ruß erzeugte „Schornsteinfeger"-Krebs. Die große Fahndung nach krebserzeugenden Stoffen hebt an. Farbstoffe und Konservierungsmittel in Lebensmitteln werden als krebserregend entlarvt.

Virchows Lehre von den Zellen lieferte die Voraussetzung auch zur Lösung dieses Rätsels . . .

Genau eine Stunde doziert Rudolf Virchow am 4. November 1869 im Mikroskopier-Raum über bösartige Geschwülste. Dann meldet der Laboratoriums-Diener, daß die Droschke vorgefahren sei. Ein Bündel Akten unter dem Arm, steigt der berühmteste Forscher seiner Zeit in die Droschke 2. Klasse. Er besitzt kein eigenes Gespann, wie das unter den anderen medizinischen Koryphäen Berlins als standesgemäß gilt. Er hat ja keine Privatpraxis, die ihm Geld bringt. Wer wollte sich schon gern den „Leichen-Virchow" als Hausarzt halten . . .

„Abgeordneten-Haus", ruft Virchow dem Kutscher zu. Und wenig später steigt er auf die Rednertribüne des preußischen Abgeordnetenhauses. Er ist todernst. Die Lippen, die sich sonst so gern spöttisch kräuseln, sind fest aufeinandergepreßt, als sein Blick über die Volksvertreter schweift. Dann beginnt er seine Rede — warnend, anklagend, beschwörend . . .

Eindringlich warnt Virchow vor dem Kriege. Er prophezeit Menschenopfer wie noch nie, beschwört die Qualen der Hinterbliebenen, den Haß, der bei den Besiegten zurückbleiben und sich in immer neuen, noch schrecklicheren Kriegen austoben wird.

Zum erstenmal in einem deutschen Parlament fällt das Wort: „Abrüstung." Preußen und die deutschen Staaten sollen vorangehen, ruft Virchow. Eine europäische Friedenskonferenz soll eine allgemeine Entwaffnung beschließen.

Eisige Stille im Plenum. Kein Beifall, auch nicht von seinen Parteifreunden. Kein Zwischenruf von seinen Feinden. Eine Verschwörung des Schweigens. Nur die „Fortschritts"-Abgeordneten von Berlin, die Vertreter der polnischen und dänischen Minderheiten stimmen für Virchows Antrag.

Es ist die vernichtendste Niederlage seiner politischen Laufbahn. Er nimmt seine Akten unter den Arm und verläßt, ohne links und rechts zu schauen, das Haus. Eine Droschke „zweiter Güte" bringt ihn zur Charité zurück.

Not treibt zum Verbrechen

„Gutte Nacht, ihrrr Geisterrrr!"

Die Stimme des Oberwärters Figalla dröhnt über den halbdunklen Flur der Gefangenen-Station.

„Gute Nacht, Herr Wachtmeister!" antworten ein paar müde Stimmen. Zufrieden streicht sich Figalla den langen Bart.

Ausgenommen die eine Stunde täglich, wenn der „dirigierende" Virchow Visite macht, beherrscht Figalla die Gefangenen-Station unumschränkt. Die Gefangenen fürchten ihn, weil sie von ihm abhängig sind; der Stabsarzt, weil Figalla weiß, wenn er seinen Dienst vernachlässigt; die Unterärzte, weil Figalla sie beim geringsten Fehler, den jeder einmal macht, verpetzen und ihnen die Karriere vermasseln kann.

„Träum süß vom Henker, du Geist!" ruft Figalla in die Stube Nr. 6.

Der zum Tode Verurteilte rührt sich nicht.

„Sag zu Befehl, Herr Wachtmeister!" knurrt Figalla drohend.

Da hört er Schritte hinter sich. Der neue Unterarzt Diersen steht neben ihm. „Lassen Sie mich hinein . . ."

„Ist sich verbotten laut Instruktion . . ."

„Sie irren", sagt der Unterarzt ruhig. Er nennt den Paragraphen und Absatz, wonach der diensttuende Unterarzt zu jeder Tages- und Nachtzeit die Krankenzimmer betreten darf.

Figallas Augen funkeln böse.

„Nicht serr gutt zuviel Mitleid mit verdammten Mörder. Vergessen Sie nicht, Figalla hat Augen im Kopf!"

Auf seinen krummen Beinen hastet der Gnom davon. Kopfschüttelnd starrt Diersen ihm nach, bis sich Schritte und Schlüsselklirren im Dunkel verlieren.

Figalla hat nicht nur gute Augen, er muß auch Gedanken lesen können. Denn Unterarzt Diersen ist entschlossen, diesen armen Menschen in Nr. 6 nicht dem Henker auszuliefern. Schon gar nicht, nachdem er aus der Begleitakte und aus Prozeßberichten seine Geschichte kennengelernt hat. Es ist die

finstere Tragödie eines jungen Menschen jener Jahre, in denen die Dampfmaschine die Welt veränderte . . .

Das Mädchen, das Franz Hettner, der dritte Sohn eines Kleinbauern, liebte, hatte nichts als ihre dunkelbraune Schönheit. So pfiff Franz Hettner darauf, Bauer zu bleiben, und zog mit seiner Elise aus der Niederlausitzer Heimat in die große Stadt Berlin. Die zog damals die Menschen an wie ein riesiger Magnet. 260 000 Seelen zogen in den zehn Jahren zwischen 1860 bis 1870 nach Berlin.

Franz bekam Arbeit bei Borsig, wo er Lokomotiven für die vielen neuen Eisenbahnlinien bauen half. Elise ging in die Kattun-Druckerei, bis das erste Kind kam. Sie wohnten im „Familienhaus", Gartenstraße 92a, einem riesigen, kahlen Steinkasten mit 260 Wohnungen in drei Stockwerken. Jede Wohnung war 20 Quadratmeter groß und hatte nur ein Fenster. Die meisten wurden von 6 bis 8 Personen bewohnt. In ihnen wurde geschlafen, gekocht, geboren und gestorben.

Und doch — je mehr Menschen in einer Wohnung hausen, um so finanzkräftiger wird die Familie eingeschätzt. Denn jeder darf, sobald er das achte Lebensjahr vollendet hat, täglich 6 Stunden in der Fabrik arbeiten, für 3 Silbergroschen (etwa 1.80 DM). Ist das 14. Lebensjahr erreicht, so erlaubt das Gesetz täglich 16 Stunden Arbeitszeit, und der Lohn steigt auf 8 Silbergroschen. So kann ein Kind bald die halbe Miete im Familienhaus verdienen.

Aber die Silbergroschen zerfließen den Arbeiterfamilien unter den Händen. Viele werden in Schnaps umgesetzt — weil den Leuten der seelische Halt fehlt, meinen die Herren Pfarrer und adligen Damen der Missionsvereine. Sie veranstalten Betstunden in der Gartenstraße. Daß aber ein von Gott geschaffener Mensch es auf die Dauer nicht aushält, jahrelang mit 6 bis 8 anderen auf 20 Quadratmetern zusammengepfercht zu sein, daß er da dem Alkohol verfallen muß, das ahnen sie nicht.

Franz Hettner verfällt nicht dem Alkohol, geht nicht zur Betstunde. Statt dessen besucht er regelmäßig die Abende des Arbeiter-Bildungs-Vereins. Da erfährt er viel Überraschendes über die Welt und auch über die Lage der „arbeitenden Klasse". Unter anderem, daß die Kinderarbeit menschenunwürdig und daher abzulehnen sei. Er beschließt, daß seine vier Kinder niemals in die Fabrik gehen sollen, bevor sie 15 sind und eine ordentliche Lehre antreten können.

Diesem Vorsatz treuzubleiben, fällt ihm nicht schwer. Eines Tages aber verunglückt er in der Fabrik. Vier Wochen liegt Franz mit gebrochenem Bein in der Charité, sechs weitere Wochen müßte er noch zu Hause liegen. Müßte er! Aber schon in der vierten kommt der Inspektor des Familienhauses und fragt, warum die Miete seit zwei Wochen nicht gezahlt sei.

„Wovon soll ich zahlen, wenn ich momentan nicht arbeiten kann?" fragt Franz. „Was die Frau verdient, brauchen wir fürs Essen."

„Und die Kinder?" fragt der Inspektor des Familienhauses.

„Die gehen in die Freischule", sagt Franz. Er läßt sie nicht arbeiten, so sehr Elise und die Kinder selbst auch betteln.

Und so erscheint eines Tages der Familienhaus-Inspektor mit zwei Stadtpolizisten. Nur die nötigsten Kleider und die Betten dürfen die Hettners zusammenpacken. Sie werden in den „Ochsenkopf" gebracht, in das Obdachlosen-Asyl am Alexanderplatz. In dem riesigen Gebäude-Komplex befindet sich gleichzeitig das Heim für alte Arme und Geisteskranke und das Arbeitshaus für Arbeitsscheue, Bettler und Dirnen.

Verzweifelt, wütend, empört trabt Franz durch die vielen Gebäude. Er hält es nicht mehr aus in dem engen Raum mit den Kindern, er sucht Beschäftigung. Da trifft er im Arbeitshaus das Mädchen Lotte-Marie. Lotte-Marie weiß eine Beschäftigung für Franz.

Die Arbeit, die Lotte-Marie dem Franz vermittelt, ist — ein schwerer Einbruch. Daß ein Raubmord daraus wurde, erfährt

Im Totenreich *Am kupferbeschlagenen Sektionstisch des Pathologischen Instituts in der Charité hielt Rudolf Virchow von 1856 bis 1901 seine berühmten Vorlesungen. Damals galt Virchows Urteil als maßgebend in der gesamten deutschen Medizin. In vielem war er seiner Zeit voraus.*

Lotte-Marie erst aus der Zeitung. Franz blieb unerkannt. Von jetzt an hat Lotte-Marie den Franz Hettner in der Hand. Sie hetzt ihn von einer „Arbeit" in die andere. Er fängt zu trinken an, er verkommt.

„Laßt mich hier sterben . . ."

Eines Tages wird Franz geschnappt und des Raubmordes überführt. Und nun liegt Franz Hettner in der Charité, zu krank, um drüben im Hof des Moabiter Gefängnisses aufs Schafott zu gehen. Auf dem Rand des Bettes, an das er mit seinen Ketten geschmiedet ist, sitzt der Unterarzt Diersen.

Eine Stunde lang hat er leise auf Franz eingeredet. Und der hat allmählich herausgehört, daß hier kein Richter, kein Staatsanwalt, kein Polizeispitzel und kein Ganove zu ihm redet, sondern einer, der ihm helfen will.

Und da stößt er hervor: „Laßt mich hier sterben, schickt mich nicht aufs Schafott . . ."

Was ein Arzt in solcher Lage zu tun hat, steht in keiner Instruktion und in keinem Lehrbuch. Nach den Regeln der ärztlichen Kunst müßte Unterarzt Diersen den Patienten Franz Hettner mit starken harntreibenden Mitteln behandeln, um die Giftstoffe aus seinem Blut hinauszuschwemmen. So wäre der schwere Leberschaden zumindest aufzuhalten, vielleicht sogar zu heilen. Auf alle Fälle würde Franz Hettner nicht mehr akut krank sein, und damit wäre er „hinrichtungsfähig" nach dem Buchstaben der Strafvollzugs-Gesetze. Verdient hätte er dieses Schicksal zwar. Und doch . . .

Unterarzt Diersen schüttelt den Kopf. Er bleibt bei seinem Entschluß: Statt harntreibender Mittel wird er dem Todeskandidaten Chinarinde in Wein einnehmen lassen. Das wird sein Allgemeinbefinden bessern, dem Krankheitsprozeß aber seinen Lauf lassen. Er ist jetzt fest überzeugt, daß er so auch im Sinne Virchows handelt.

Wenig später geht Unterarzt Diersen durch die dunklen Gänge der Gefangenen-Abteilung. Plötzlich stutzt er. Aus einem Krankensaal hört er leises Stimmengewirr. Diesen Krankensaal hat er heute morgen bereits kennengelernt. Er erschien ihm als die merkwürdigste Abteilung der ganzen Charité . . .

Vorsichtig drückt Unterarzt Diersen die Klinke herunter. Die sechs Menschen um den großen Tisch sind so vertieft, daß der Eindringling sie eine ganze Weile lang ungestört beobachten kann.

Am schmalen Ende des Tisches teilt Figalla, eine lange Pfeife mit Porzellanknopf im Mund, Karten aus. Die Aufmachung der fünf übrigen Herrn würde jedem verbotenen Spielsalon Ehre machen. Der Kerzenschein flackert über seidene und samtene Rockaufschläge, kokett geschlungene Halsbinden, Spitzentücher und gepflegte Schnurrbärte. Auf dem Tisch eine Batterie Weinflaschen.

Und dann fällt der Blick des Arztes auf zwei Mädchen . . .

Die Blonde mit den tiefen Grübchen sieht den Unterarzt zuerst. Mit einem Schrei nimmt sie ihren Arm von der Schulter eines Kavaliers und will unter den Tisch verschwinden.

Beide Mädchen tragen Anstalts-Kleidung, beide sind Patientinnen der Gefangenen-Station.

Die wohlgekleideten Herren sind Gefangene. Aber Gefangene ganz besonderer Art.

Sie haben hohe Schulden gemacht, sind auf Antrag ihrer Gläubiger zu Schuldhaft verurteilt worden. Das Schuldgefängnis in der Köpenicker Straße 39 ist mit Gestalten wie diesen bevölkert. Sie führen dort kein schlechtes Leben, auf Kosten des Gläubigers übrigens, der für die Gebühren aufkommen muß. Bis zu fünf Jahre kann er sie einsperren lassen, bis der faule Kunde zahlt oder den Offenbarungseid leistet. Und das tut ein Kavalier nicht in Preußen . . .

Diese fünf hier haben sich im Schuldgefängnis krank schreiben lassen. So kamen sie in die Gefangenen-Abteilung der Charité. Der mit dem Monokel ist ein Rittmeister a. D., der Schwarzgelockte ein Pelzkaufmann aus Odessa, der Bleiche mit der Glatze ein Oberpostrat, der mit dem biedermeierlichen Spitzenjabot ein ehemals königlicher Ballettmeister . . .

„Eine kleine Geburtstagsfeier", beteuert der Rittmeister a. D. „Eine Ausnahme . . ."

„Das walte Gott, ihrr Geisterr", läßt sich Figalla vernehmen. Aber der alte Befehlston will ihm nicht recht gelingen. Mit Augen wie ein Hund, der Prügel erwartet, blickt er bald auf den Unterarzt, bald auf die Mädchen.

Der Unterarzt macht der peinlichen Situation ein Ende: „Sorgen Sie nur, daß der Professor nichts erfährt . . . Professor Virchow ist zwar sehr human, aber auch das hat Grenzen."

Figallas Gesicht sagt ihm, daß der Gnom ihm nicht mehr gefährlich werden wird . . .

Zwei Monate dauert das Kommando des Unterarztes Diersen auf der Gefangenen-Station. An einem der letzten Tage berichtet er Virchow, daß es mit dem Gefangenen Franz Hettner zu Ende geht.

„Das habe ich im stillen gehofft", sagt Virchow und blickt den jüngeren Kollegen lange an . . .

Die armen Brüder aus Siam

„Große Karneval-Festvorstellung" steht in riesigen Lettern über dem Plakat des Zirkus Renz in der Schumannstraße. Es kündigt die Sensation an, auf die Berlin seit Wochen fieberhaft wartet:

„Das größte Weltphänomen: die siamesischen Zwillinge Chang und Eng..."

Von der Weidendammer Brücke und vom Oranienburger Tor her wälzen sich Menschenmassen durch die Friedrichstraße. Karten für die Vorstellung gibt es seit Tagen nicht mehr. Aber man will wenigstens die Anfahrt der Wunder-Brüder erlebt haben, man muß doch „dabeigewesen" sein.

Ein schmächtiger Herr in dunklem Paletot klopft mit dem Knauf seines Spazierstocks dreimal gegen das verschlossene Fenster des Kartenschalters.

„Kenn' Se nich lesen, Herr Baron?" fragt eine näselnde Stimme. Der im dunklen Paletot dreht sich um. Er sieht einen als Hanswurst verkleideten Zwerg vor sich. Ein Riesenkopf balanciert auf winzigen Kinderschultern. Ohne ein Wort zu sagen, beugt sich der Herr im Paletot zu dem Zwerg hinunter. Er nimmt dem Verdutzten die Mütze ab, betrachtet seinen Schädel von allen Seiten, fährt mit tastenden Fingern über die Augenwülste.

„Sie, wat woll'n Sie?" ruft der Kleine ängstlich.

„Benachrichtigen Sie doch bitte Ihren Direktor. Mein Name ist Virchow!"

Direktor Ernst Renz persönlich geleitet den berühmten Professor Virchow zu seinem Vorzugsplatz — im Auftrage der Zwillinge Chang und Eng.

Virchow beugt sich vor, als ein Tusch endlich die Brüder ankündigt. Zwei Menschen, von Geburt an zusammengewachsen. Als Heiligtümer seiner pathologischen Sammlung in der Charité hütet Virchow acht vollständige Präparate und Skelette solcher merkwürdiger Doppelmenschen. Die meisten haben nur wenige Stunden oder Tage gelebt. Das höchste seit dem Altertum überlieferte Alter ist 25 Jahre. Aber Chang und Eng, die dunkelhäutigen Brüder, die jetzt im Licht der Scheinwerfer durch die Manege wandern, haben schon graues Haar, ihre Gesichter zeigen die ersten Spuren des Greisentums. Sechzig Jahre haben sie aneinandergefesselt gelebt, sechzig Jahre hat keiner von ihnen ein Erlebnis, ein Geheimnis, einen Kummer für sich allein gehabt . . .

Achtzehn Jahre waren sie alt, als der englische Handelsschiffskapitän Coffin — zu deutsch: Sarg — sie an der Küste von Siam entdeckte. Das Doppelwesen lebte vom Fischfang, konnte selber schwimmen und tauchen wie ein Fisch. Der König von Siam verkaufte dem Captain die Brüder gegen ein Fernglas. Eine Truppe von Tempeltänzern bekam Coffin als Zugabe.

In Boston mietete er ein Zelt für 4000 Personen. Eintrittspreis 2 bis 6 Dollar. Das war horrend. Aber die Massen kamen und zahlten, um das Weltwunder zu bestaunen. Eine Million hat Coffin schon verdient, da klärt ein Chinese die Zwillinge über die Ausbeutung auf. Sie machen sich selbständig. Nun scheffeln *sie* das Geld. Zwei Tourneen durch Europa 1830 und 1835. Nach Berlin gehen sie nicht, weil dort gerade die Cholera wütet. Schwerreich kehren sie in die USA zurück, werden US-Staatsbürger, nennen sich Chang und Eng Bunker. Chang das heißt „links", Eng bedeutet „rechts".

Sie kaufen eine Farm in North-Carolina. Jetzt zeigt sich zum erstenmal, daß sie zwar einen Körper haben, aber doch zwei Wesen sind, zwei Charaktere. Eng angelt gern, Chang liegt lieber in der Sonne, er fängt zu trinken an. Sie schlagen sich, sie verwünschen die Brücke aus Muskel, Knochen und Haut, die sie unzertrennlich macht.

Da kommt die Liebe über sie. Ein armer Sägewerksbesitzer ist selig, als er zwei von seinen neun Töchtern auf einen Schlag los wird. Adelaide Yeats heiratet Chang, den Linken, Sarah wird Engs Frau. Und bald streiten und schlagen sie sich ebenso wie die Brüder.

Eng verklagt Chang wegen Mißhandlung. Der Friedensrichter entscheidet weise wie Salomo: Baut euch jeder ein Haus, wohnt abwechselnd drei Tage in einen und im anderen. Seine Frau läßt jeder zu Hause, wenn er ins Haus des anderen geht.

So machen sie es auch. Drei Stunden Wagenfahrt liegen die Häuser auseinander. Eng und Sarah bekommen neun Kinder, Adelaide und Chang sogar zehn. Und alle 19 Sprößlinge sind normal. Aber so viele Kinder wollen versorgt sein. Und so machen sich Chang und Eng im Sommer 1869 noch einmal zur Tournee durch Europa auf. Eng hofft, daß Chang dann weniger trinken wird. Aber darin täuscht er sich.

Und zum erstenmal kommt die Panik über Eng. Wenn Chang so weitersäuft, dann wird er krank, dann wird er sich totsaufen. Und dann muß er, Eng, mit ihm sterben . . .

Deshalb dringt Eng darauf, daß sie von allen Kapazitäten Europas untersucht werden. Er will wissen, wie die Chancen für eine Operation stehen.

Wird Virchow helfen können?

Kein Auge läßt Virchow von den Brüdern Chang und Eng. Sie tragen gutgeschneiderte Fräcke. Aber ihre Hemdbrüste sind ein bißchen hochgehoben, und es schimmert die Haut der Brücke durch, die beide verbindet . . .

Fünf Minuten nur dauert ihr Auftritt. Den Damen laufen kalte Schauer über den Rücken, die Männer freuen sich heimlich über ihre eigenen, gesunden Glieder . . .

Rudolf Virchow aber steht hastig auf. Er verzichtet auf den „Karnevalszug

Das neue Spitzengerät von Grundig ist da!

Der Tonbandkoffer TK 46 wurde nicht für die sogenannten „blutigen Laien“ entwickelt. Dieses Gerät erfüllt Ansprüche, die weit höher sind. Der fortgeschrittene Amateur findet bei diesem Vierspurgerät Möglichkeiten, die sonst nur der hauptberufliche Tonmeister kennt. Wer also Feinheiten und das ganze technische Raffinement zu schätzen weiß, der entscheidet sich für das GRUNDIG TK 46. Es kostet DM 848,—. Reichillustrierte Prospekte bekommen Sie kostenlos und unverbindlich im Handel oder direkt von der GRUNDIG Werbeabteilung, Fürth/Bay.

Die Aufnahme urheberrechtlich geschützter Werke der Musik und Literatur ist nur mit Einwilligung der Urheber oder deren Interessenvertretungen, wie z. B. GEMA, Schallplattenhersteller, Verleger usw., gestattet.

GRUNDIG

sämtlicher Herren und Damen des Ensembles in Charakter-Kostümen zu Pferde und zu Fuß", auf die „Königinnen der Nacht auf zwei Pferden", auf die „vier arabischen Hengste", vorgeführt von Herrn Ernst Renz . . .

Er hat genug gesehen. Morgen wird er mehr wissen.

Die Brüder haben ihn aufgefordert, sie zu untersuchen. Rudolf Virchow soll das letzte Wort darüber haben, ob sie gemeinsam zu sterben haben.

„Husten Sie bitte mal . . . *Please, cough once more*", sagt Virchow zu Chang, dem linken Bruder.

Bis zu den Hüften entblößt, fröstelnd trotz des heißen Kachelofens, stehen die 60jährigen Zwillinge aus Siam vor Rudolf Virchow. So hat noch keiner sie untersucht.

Über eine Stunde ist schon vergangen. Er hat ihre Atemzüge und ihren Pulsschlag gezählt. Jeden von ihnen hat er einzeln abgeklopft, abgehorcht, gemessen. Am hellen oder dunkleren Schall hat er die Lage ihrer Organe abgegrenzt und bestätigt gefunden, daß es sich um zwei vollkommen ausgebildete Körper handelt. Jeder hat sein eigenes Herz, atmet mit seiner eigenen Lunge, verdaut seine Nahrung für sich. Das ganze Geheimnis dieser beiden Leben muß sich also in jener Brücke verbergen, die ihre Leiber verbindet. Aber jedesmal, wenn sich Virchows Hand diesem Gebilde nähert, werden die Brüder ängstlich. Nur widerwillig dulden sie hier eine Berührung.

In ihrer normalen Haltung stehen die Brüder einander in einem stumpfen Winkel gegenüber, Changs rechte und Engs linke Brustseite berühren sich. So sind sie im Mutterleib herangewachsen. Eineiige Zwillinge . . . Aber die Teilung des Eies ist der Natur in ihrem Fall nicht ganz vollständig gelungen. In der Mitte ihrer Brust sind die Verlängerungen der Brustbeine nach unten, die sogenannten Schwertfortsätze, miteinander verwachsen, eingehüllt in eine Brücke aus Haut, Muskeln und Fett. Deutlich spürt Virchow den Knochen, im hinteren Teil liegt er unmittelbar unter der Haut.

„Drehen Sie sich mal voneinander weg", bittet Virchow.

Er spürt, wie sich die Knochen gegeneinander abwinkeln. Sie sind also in der Mitte nicht starr verwachsen, sondern durch Knorpel oder eine Art Gelenk beweglich. Das ist also die Nahtstelle ihres Knochengerüstes. Aber wie ist es mit den inneren Organen?

An der Unterseite der Fleischbrücke liegt der gemeinsame Nabel. Mit dem Finger verfolgt Virchow zwei derbe Stränge, die sich im Fettgewebe verlieren, zwei nach links, zwei nach rechts. Jeder der Brüder muß also zwei Nabel-Venen haben, ein Zeichen, daß ihre beiden Kreisläufe selbständig sind, daß ihre „Lebensfäden" nicht zusammenhängen.

Rasch sticht Virchow mit einer Nadel auf Changs Seite in die Brücke. Chang schreit böse und hysterisch auf. Virchow sticht auf Engs Seite. Jetzt protestiert Eng, und Chang spürt nichts. Nur als Virchow die Haut genau in der Mitte ansticht, spüren sie es beide. Hier treffen also ihre beiden Nervensysteme zusammen . . .

„Husten Sie bitte noch einmal . . ."

Chang hustet, und jetzt spürt Virchow deutlich, wie das Bauchfell sich aufbläht und bis in die Brücke hinein vorstülpt — wie der Sack eines Bruches. Dasselbe läßt sich feststellen, wenn Eng hustet. Aber wie weit reicht diese Ausstülpung? Besteht über die Brücke hinweg vielleicht eine Verbindung der Darmsysteme, laufen von Changs Leber-Apparat Fäden hinüber zu Eng, von Engs Herzen zu Chang?

Gegen den lebhaften Protest der Brüder klopft Virchow die ganze Brücke sorgfältig ab. Doch an keiner einzigen Stelle hört sein scharfes Ohr einen dumpfen „Darmton" heraus . . .

Die Brüder atmen auf, als sie sich endlich wieder anziehen dürfen. Eng läßt kein Auge von Virchow. Flehend sieht er ihn an. Haßerfüllt wendet sich sein Gesicht ab, als Chang einen doppelten Cognac hinuntergießt.

Virchow hüllt sich in Schweigen. Er wird sein Gutachten schriftlich abgeben. Er bedankt sich für die große Geduld der Brüder. Nein, wirklich, er hat zu danken, denn er hat viel gelernt bei dieser Untersuchung.

Ein Chirurg prophezeit

Die Droschke bringt Virchow zur Charité. Er tritt in sein Arbeitszimmer. Nur ein ganz schmaler Gang ist zwischen Tür und Schreibtisch frei. Aktenbündel türmen sich auf dem Fußboden, und auf dem Tisch liegt Schädel neben Schädel, Knochen neben Knochen.

Aus einem Wandregal nimmt Virchow ein großes Glas. In Spiritus hat er hier ein Paar „Siamesische Zwillinge", die ihm der Kreisarzt von Quedlinburg kürzlich zugeschickt hat. Sie sind gleich nach der Geburt gestorben. Bei der Öffnung dieser Leiber hat Virchow unheimliche Verwicklungen und Verschmelzungen der Organe festgestellt. Auch bei Chang und Eng könnte man böse Über-

raschungen erleben, wenn man mit dem Skalpell an ihre Lebensbrücke herangeht . . .

Virchow entschließt sich, das Problem mit Bardeleben zu besprechen, dem neuen Chef der Chirurgischen in der Charité.

Adolf v. Bardeleben überragt Virchow um mehr als Haupteslänge. Er ist sofort Feuer und Flamme, als Virchow mit seinem Anliegen herausrückt. Virchow schildert seinen Befund, erläutert ihn durch rasch hingeworfene Skizzen.

„Wahrscheinlich gar kein großes operatives Risiko", sagt Bardeleben schließlich.

„Sie würden also operieren?"

v. Bardeleben schüttelt den Kopf. Er glaubt, daß auch eine einwandfrei gelungene Operation den Tod der beiden bedeuten könnte. Tod durch seelischen Schock . . .

In diesem Sinne faßt auch Virchow sein Gutachten ab. Er rät von freiwilliger Operation ab. Für den Fall, daß der Tod des einen oder anderen die Trennung unvermeidlich macht, empfiehlt er, die Operationslinie jenseits der Mitte der Brücke auf der Seite des Toten zu wählen. Nur so könnte eine Verletzung des Überlebenden mit einiger Sicherheit vermieden werden . . .

Doch die Brüder werden von diesem Rat keinen Gebrauch machen können. Auf der Rückfahrt nach Amerika bekommt Chang einen leichten Schlaganfall. Das hindert ihn nicht, stärker zu trinken als je zuvor. Im Januar 1874 geht es ihm plötzlich ganz schlecht.

Lungenentzündung, stellen die Ärzte fest. Ausgerechnet jetzt ist Dr. Hollingworth, der „Leibarzt" der beiden, verreist. Vergeblich fleht Eng, ihn von seinem Bruder zu trennen. Die Ärzte fürchten, daß bei einem Schnitt in die Brücke die Leibeshöhle eröffnet wird. Und das muß nach ihren Begriffen zum sicheren Tode führen, weil eine Infektion mit nachfolgender Bauchfell-Entzündung nicht zu vermeiden wäre . . .

Am 17. Januar 1874 stirbt Chang im Hause seines Bruders Eng. Drei Tage noch lebt Eng, an den Toten gefesselt. Dann stirbt auch er, wahrscheinlich vergiftet durch die sich zersetzenden Säfte des Bruders.

Die Sektion ergibt, daß tatsächlich eine Öffnung der Leibeshöhle bei der Operation unvermeidlich gewesen wäre.

Aber hätte das wirklich tödlich sein müssen?

Diese Frage hatte im Februar 1870 auch Rudolf Virchow seinem Kollegen Adolf v. Bardeleben gestellt. Und Bardeleben hatte ohne Zögern geantwortet: „Nicht im geringsten! Nicht mehr, seitdem uns Lister das Karbol und die Antiseptik beschert hat . . ."

Das waren kühne Worte, wie sie vorher noch kein Chirurg der Charité auszusprechen gewagt hätte. Mit Bardeleben ist eine neue Zeit im alten Operationssaal angebrochen. Doch das ist eine Geschichte für sich . . .

Eng und Chang *Sechzig Jahre alt waren die damals berühmten, am Brustbein miteinander verwachsenen Zwillinge aus Siam, als sie Virchow im Februar 1870 um Hilfe baten. Über Virchows Untersuchung und über das tragische Schicksal dieser siamesischen Zwillinge berichtet QUICK heute. 22 Jahre später untersuchte der große Forscher die „Siamesischen" Zwillinge Radika und Badika (links). Die beiden wurden erfolgreich operiert.*

Im nächsten Heft:

Mit Karbol gegen Tod und Teufel

Johannes Mario Simmel:

Bis zur bitteren Neige

Das Protokoll eines wüsten Lebens

Der Schauspieler Peter Jordan ist der schwierigste Patient im römischen Sanatorium von Professor Pontevivo: Der Alkohol hat ihn zugrunde gerichtet. Warum aber ist er zum Säufer geworden? Den ersten Schock erlitt er als junger Mensch in Berlin. Damals hätte er, ein berühmter Kinderstar, seine jüdische Freundin retten können — und er versagte. Sein schlechtes Gewissen betäubte er mit Alkohol. Nicht nur einmal ... Er trank immer wieder: Weil er seine Frau Joan mit Shirley, ihrer eigenen Tochter, betrog. Weil der Film ihn vergaß. Und er trank auch, als der Film ihn zurückholte. Unter den schwierigsten Umständen stand er in Hamburg vor der Kamera, denn zu dieser Zeit war er schon schwerkrank. Er schlug die Mahnungen der jungen Ärztin Natascha in den Wind und vertraute sich ihrem gewissenlosen Kollegen Schauberg an. Shirleys Tod brachte ihn an den Rand des Wahnsinns. Dann verließ ihn Joan. Nun gab es nur noch einen Menschen, der zu ihm hielt: Natascha. Da schlug das Schicksal wieder zu: Peter stach einen Rowdy nieder und wurde zur Beobachtung ins Irrenhaus gebracht...

Sie wollten mein Leben, diese beiden Wahnsinnigen, in deren Zimmer man mich gelegt hatte, während ich ohnmächtig war. Sie glaubten, es wäre noch April 1945. Sie glaubten, sie wären in Berlin und in Berlin würde noch gekämpft. Der eine hielt sich noch immer für einen Ortsgruppenleiter, der andere für einen Blockwart. Und mich hielten sie für einen Spitzel, einen Kommunisten, einen Staatsfeind, den sie unschädlich machen mußten — Sieg Heil!

Nun lag der Ortsgruppenleiter auf mir. Ich schlug ihm in die Rippen.

„Hilfe!" schrie ich. „Hilfe! Hi! . . ."

Ich konnte nur noch röcheln. Der Blockwart würgte mich.

Hinter uns flog die Tür auf. Zwei Wärter stürzten herein. Mit Gummiknütteln schlugen sie brutal auf die Wahnsinnigen ein.

„Wollt ihr zurück, verflucht noch mal!"

Die beiden wichen zurück in eine Ecke. Da standen sie, geduckt zum Sprung, knurrend, zähneblekend, keuchend. Ich lag noch auf dem Boden.

Der erste Wärter packte mich und riß mich auf den Gang hinaus. Der zweite folgte. Die Tür ohne Klinke flog zu. Der Wärter schloß sie mit dem Vierkantschlüssel ab. Den Gang herab kam Doktor Trotha angerannt.

„Was ist hier für eine Sauerei passiert? Wieso kommt dieser Mann auf siebzehn?"

„Sie haben es selber angeordnet, Herr Doktor!"

„Idiot! Mit lauter Idioten habe ich es hier zu tun! Sechzehn habe ich gesagt! Auf sechzehn sollte er gelegt werden, zu den Stillen!" Er beugte sich zu mir herab: „Sind Sie verletzt?" Ich schüttelte den Kopf. „Die beiden da drin wurden 1945 verschüttet ... in Berlin ... 1946 hat man sie uns aus Wittenau überstellt. Sie glauben, sie leben noch im Dritten Reich. Die Zeit ist für sie stehengeblieben, verstehen Sie?"

„Lassen Sie mich in Ruhe."

„Ein Versehen. Ein schreckliches Versehen. Ich sage Ihnen ja, wir wissen nicht, wo uns vor Überlastung der Kopf steht."

„Sie sollen mich in Ruhe lassen", flüsterte ich. Ich flüsterte es nur noch, denn ich fühlte die Faust in meiner Magengrube.

Nicht.

Nicht.

Nicht auch das noch.

Laß es vorübergehen, Shirley.

Es ging vorüber, ich bekam keinen Anfall.

„Sie sind hier wirklich überlastet in einer Weise, die man sich nicht vorstellen kann", sagte der Architekt Edgar Schapiro. Der Fünfunddreißigjährige saß am Rand meines Bettes in Zimmer 16, wohin man mich nun gebracht hatte.

Zimmer 16 war tatsächlich ein „stilles" Zimmer. Seine Bewohner schliefen oder unterhielten sich leise miteinander. Einer lag unter dem Bett, einer stand mit dem Gesicht zur Wand. Schapiro hatte mir sofort gefallen, als ich hineingebracht wurde. Er war höflich, bescheiden und liebenswürdig. Er hatte mich beruhigt, mein Schock war abgeklungen.

„Sehen Sie, wir liegen hier in der Ruhigen Abteilung. Über uns gibt es die Unruhige. Da liegen zweimal so viele. Drüben in der Frauenabteilung gibt es noch mehr Patienten. Sie haben nicht genug Pfleger, nicht genug Betten, nicht genug Geld."

„Doktor Trotha sagte, auf siebzig Patienten käme ein Arzt."

„Auf dem Papier. In Wahrheit muß er sich um wenigstens hundert kümmern!"

„Das kann doch keiner!"

„Deshalb geht es hier ja auch so zu."

In manchen Zimmern schliefen die Kranken „zweistöckig", berichtete Schapiro, und in manchen Gängen und Tagesräumen waren Notbetten aufgestellt. Zusammengedrängt lebten also, weil es einfach nicht genug Platz gab: alte und junge Patienten, Süchtige und Abartige, Kriminelle, Harmlose, Kinder.

„Am schlimmsten ist es, daß quer durch alles die Kinder laufen. Das ist ein richtiges Verbrechen!"

„Wie lange sind Sie schon hier?" fragte ich ihn.

„Drei Jahre. Polamidon. Zuletzt habe ich bis zu 50 Ampullen pro Tag genommen. Ich glaube, ich werde im Sommer entlassen. Sie behandeln mich gut, wirklich. Der alte Kasten hier steht seit 1880. Da war er eine Kaserne. Heute haben sie kein Geld für neue Kliniken. Heute müssen sie neue Kasernen bauen."

Über uns erscholl wieder jenes grauenhafte Gebrüll, das ich am Morgen gehört hatte.

„Warum wollen Sie nicht sagen, wie Sie heißen?"

Ich antwortete nicht.

Schapiro lächelte. „Sie gefallen mir. Sie dürfen meinen elektrischen Rasierapparat benützen."

„Ich habe einen Ausschlag . . ."

„Na, ich doch auch. Sehen Sie mich an!" Es war so dämmrig, daß ich es nicht gleich bemerkt hatte: Schapiro trug Ekzeme im Gesicht, die näßten und eiterten. Auch die Gesichter der anderen Patienten waren verunstaltet. Ich kam mir vor wie in einer Lepra-Kolonie. Am ärgsten sah ein kleiner Neger aus, der an einem Tisch beim Fenster saß und Bogen um Bogen vollschrieb.

„Das kommt von den vielen Medikamenten", sagte Schapiro. „Vor allem vom Paralyd."

„Von was?"

„So nennen wir es. Eigentlich heißt es Paraldehyd: ein Mittel, das Sie sofort schlafen läßt. Es ist das Zeug, nach dem es hier überall so stinkt."

„Was ist das für ein Neger?"

„King Washington Napoleon."

Der kleine Schwarze sah auf, als sein Name genannt wurde und verneigte sich.

Ich verneigte mich auch.

„Artist. Fiel vom Drahtseil. Schwere Schädelverletzung. Er ist mit einer Prinzessin verlobt."

„Prinzessin?"

„Ja, mit einer englischen. Ich weiß nicht, welche. Er schreibt ihr täglich."

Der Mann, der mit der englischen Prinzessin verlobt war, sah mich an, verneigte sich und fragte: „Hau, pu hau?"

„Das heißt: Wie geht es Ihnen? Sagen Sie: Hau, Hau! Das heißt: Danke, gut."

„Hau, hau."

King Washington Napoleon lächelte wieder, dann schrieb er weiter an seine Verlobte.

Während des Abendessens lernte ich auch die anderen Bewohner von Nummer 16 näher kennen. Das gemeinsame Mahl, das um 19 Uhr eingenommen wurde, bestand aus Margarine- und Wurstbroten und Kamillentee. Die Tassen und Teller waren schmutzig, die Brote sahen unappetitlich aus, und ich wollte schon alles wegschieben, aber Schapiro sagte: „Essen. Los, aufessen! Nur Idioten schmeißen alles zum Fenster hinaus wie der da —" Er wies auf einen bleichen, mageren Mann, der seine Brote gerade in den Hof warf.

„Sie *müssen* essen. Sie müssen bei Kräften bleiben. Sonst gehen Sie hier ein, sonst halten Sie es nie durch. Also vorwärts — und wenn Ihnen noch so graust davor!"

Also zwang ich mich, die Brote zu essen, und trank den scheußlichen Tee, der nach Süßstoff schmeckte.

Der Mann, der unter dem Bett gelegen hatte, erwies sich als Tischler. Er war an beiden Armen völlig gelähmt, und Schapiro fütterte ihn geduldig. Schapiro war der gute Geist von Nummer 16. Er wußte immer wieder einen kleinen Scherz zu erzählen, machte sauber, half, wo er konnte, und war niemals schlechter Laune. Doktor Trotha hatte gestattet, daß er ein kleines Radio besaß. Abends machte Schapiro immer leise Musik. Alle hatten ihn gern.

Der gelähmte Tischler hieß Kurt und erzählte mir, er wisse genau, wo sein Werkzeug liege: „Unten im Keller. Sie sollen mich endlich hinführen, die Idioten, damit ich weiterarbeiten kann."

„Bei Kurtchen war es vor allem auch der Suff", sagte Schapiro leise zu mir. „Nervenstörungen, dann schwere Lähmung und Rückenmarksschädigung. Und Sie?"

„Alkohol", flüsterte ich.

„Ihr redet über mich, was?" fragte Kurtchen mißtrauisch.

„Ich habe ihm gesagt, daß du so schön singen kannst", antwortete Schapiro lächelnd. Da lächelte auch Kurtchen, und nachdem er gefüttert worden war, sang er uns ein Lied vor: „Nicht weit von hier, in einem grünen Tale, da steht ein Mädchen an einem Wasserfalle . . ."

Leise sagte Schapiro zu mir: „Intelligent und völlig harmlos — wie die meisten hier, auch die Schizophrenen. Nur wenn man ein bestimmtes individuelles Thema erwähnt, beginnt jeder von ihnen zu toben. Bei Kurtchen zum Beispiel ist es das Ost-West-Problem. Reden Sie um Gottes willen niemals von Russen oder Amerikanern."

Dann lernte ich noch Stummel-Dieter kennen. Er war der Älteste, jener Kranke, der fast dauernd mit dem Gesicht zur Wand in einer Ecke stand. Er war in dem Feuersturm gewesen, der nach dem großen Angriff über Hamburg tobte. Seitdem erkannte er niemanden mehr. Wenn er überhaupt mit uns sprach, sagte er immer nur dieselben zwei Sätze: „Heute ist mein Geburtstag. Hast du einen Stummel für mich?" Darum hieß er Stummel-Dieter.

Zigaretten! Sie waren in der Anstalt so wichtig und wertvoll wie für alle Menschen Deutschlands nach dem Krieg. In den Zimmern durfte nicht geraucht werden, nur draußen auf dem Gang, wohin wir nach dem Essen noch geführt wurden. Stummel-Dieter bekam eine Zigarette von Schapiro, und auf dem Gang stellte er sich sofort wieder mit dem Gesicht zur Wand.

„Er war einmal Irrenarzt", sagte Schapiro.

Zwei Pfleger führten einen Trupp idiotischer Kinder vorbei, von denen zwei gleichfalls rauchten. Ich sah entsetzt der Karawane kleiner Menschenwracks mit Wackelleibern, Wasserköpfen, Glotzaugen und Sabbermündern nach.

„Was ist das?"

„Kinder von Alkoholikern. Viele von ihnen haben selber schon getrunken und Entziehungskuren hinter sich."

Ich schwieg.

„Das ist aber noch gar nichts. Da müssen Sie am Besuchstag erst einmal die Eltern sehen!"

Um 20.30 Uhr wurden wir von den Wärtern in die Zimmer zurückgejagt. Je nach Verordnung bekamen wir von einem jungen Arzt, den zwei Pfleger begleiteten, Injektionen oder Medikamente. Ich erhielt eine Injektion. Alle bekamen Paraldehyd, eine wirklich grauenhaft riechende und schmeckende Flüssigkeit, nach deren Einnahme wir alle sofort schläfrig und ruhig wurden.

Ich war erstaunt darüber, daß ich keinen Anfall bekam. Ich hatte den ganzen Tag nichts getrunken, nicht einen Tropfen Whisky, und trotzdem fühlte ich mich nun nicht einmal mehr schlecht, nur schwach, sehr schwach. Um 20.45 Uhr erlosch das Licht. Der kleine Radio Schapiros wurde von einer Batterie gespeist, und in der Dunkelheit hörten wir leise Musik — „Die Moldau" von Smetana.

➡

Na bitte, sieht er nicht gut aus
in dem neuen Mantel?
Ich sage ja, was für uns Frauen schon immer
selbstverständlich war,
gilt auch für ihn: . . .

öfter mal was Neues

fertig gekauft natürlich,
denn bequemer geht's nicht:
einfach

aussuchen - anziehen - mitnehmen

Bis zur bitteren Neige

Ich dachte, daß endlich die Zeit gekommen war, zu überlegen, was ich tun mußte. Da gab es viel zu überlegen! Wer suchte mich? Lipschitz? Natascha? Die Direktion des Hotels? Die Polizei nahm Abgängigkeitsanzeigen erst nach 48 Stunden an. Es waren noch nicht einmal 24 Stunden seit meiner Verhaftung vergangen. Schauberg hatte ich zuvor noch telefonisch beunruhigt. Aber ob gerade Schauberg . . .

Vor morgen abend würde die Fahndung nach mir also nicht einsetzen. Morgen abend war Weihnachten. Ob die Behörden da mit voller Besetzung arbeiteten? Ob über die Schlägerei in der Bar etwas in den Zeitungen stand? Diesem Doktor Goldstein hatte ich meinen Namen genannt.

Moment!

Hatte ich ihm meinen Namen genannt?

Ich wußte es nicht mehr. Ich wußte auf einmal überhaupt nichts mehr. Das Paraldehyd betäubte mich wie ein sehr schweres Schlafmittel. Mit ganzer Kraft setzte noch einmal das Hauptthema der „Moldau" ein, majestätisch, romantisch, wunderbar . . .

*

Die Armbanduhr hatten sie mir gelassen.

Als ich erwachte, weil Schapiro einen Anfall hatte, war es erst 23.45 Uhr. Wärter kamen herein und gaben dem Architekten, der immerfort nach seiner Frau schrie und flehte, daß sie ihn nicht ertrinken lassen solle („Ich kann nicht schwimmen, Evelyn! Ich kann nicht schwimmen!") noch einen Löffel Paraldehyd, und da schlief Schapiro weiter.

Ich aber lag jetzt hellwach da und hörte in der „Unruhigen Abteilung" die schweren und ganz schweren Fälle. Es waren Laute, die Menschen produzierten, aber sie hatten nichts Menschliches an sich. Ich hörte das Pflegepersonal brüllen und rennen, Glocken schrillen und zweimal eine Sirene. Das Haus kam nicht zur Ruhe. Zuletzt schlief ich trotz des Lärms wieder ein und wurde geweckt durch ein neues Gebrüll: „Aufstehen! Aufstehen! Ins Bad! Ins Bad!"

Ein trüber 24. Dezember hatte begonnen. Pfleger trieben uns aus den Betten. Nach dem Waschen gab es das Frühstück, Brote und Tee. Danach kamen zwei Ärzte, flankiert von Pflegern, zur Visite. Sie waren in großer Eile und gaben neue Verordnungen. Sie hatten einfach nicht die Zeit, sich mit einem von uns länger als eine Minute zu unterhalten. Ich erhielt sofort wieder Beruhigungsmittel und eine Injektion, die mich schläfrig werden ließ, während ich sah, wie ein paar Patienten den Raum verließen, um die Gänge zu säubern, in der Küche zu helfen oder Holz zu hacken. Als ich erwachte, war es Nachmittag. Schapiro saß auf seinem Bett und starrte ins Leere, Stummel-Dieter stand mit dem Gesicht zur Wand und King Washington Napoleon schrieb an seine englische Prinzessin.

Die anderen Patienten von Nummer 16 waren noch im Haus unterwegs. Drüben in der Frauenabteilung begannen sie zu singen.

„Stille Nacht, heilige Nacht . . ."

Pfleger kamen herein und brachten Blechteller, auf denen etwas Obst, Schokolade und Lebkuchen lagen, verziert mit Tannenzweigen. Sie brachten auch Briefe und Pakete von Angehörigen. Die Post und die Pakete waren natürlich geöffnet und untersucht worden. Alle Pfleger, die ich sah, waren schlechter Laune, weil gerade sie am Heiligen Abend Dienst hatten.

Als es dämmerte, wurde die Tür geöffnet und ein Wärter wies auf mich: „Mitkommen!"

„Wohin?" Ich hatte Angst.

„Los, los, bevor Sie eine in die Fresse kriegen", sagte Schapiro leise. Ich schlüpfte in die alten Pantoffeln und zog den Morgenmantel an, den man mir gegeben hatte und folgte dem Wärter durch den Gang, auf dem ein paar Patienten rauchten, bis zu einer Tür mit der Aufschrift: BESUCHSZIMMER.

Der Pfleger stieß mich in den Raum. Zwei Menschen standen darin.
Der eine war der Doktor Trotha.
Der andere Mensch war eine Frau.
Die Frau war Natascha Petrowna.

★

Danach ging alles schneller, als ich es erzählen kann.

Natascha trat mir entgegen. Dabei stieß sie ungeschickt gegen einen Sessel, und ihre Handtasche fiel zu Boden. Mit einer simultanen Reflexbewegung bückten sich Doktor Trotha und der Wärter nach der Tasche. Gleichzeitig drückte mir Natascha einen harten Gegenstand in die Hand, der in Papier gewickelt war. Sofort steckte ich ihn in die Manteltasche.

Der Wärter und der Arzt hatten sich erhoben. Natascha nahm ihre Tasche in Empfang und dankte. Sie sah mich an wie einen fremden Menschen, und ich, dem Tränen in den Augenwinkeln saßen, sah sie gleichfalls an wie einen fremden Menschen. Ich mußte mich sehr zusammennehmen dabei, aber es gelang. Ich sah sie an, als hätte ich sie nie gesehen.

„Nun, Frau Doktor?" sagte Trotha. „Ist er es?"

Natascha schüttelte den Kopf.

„Nein", sagte sie. „Nein. Leider nicht."

„Sind Sie sicher, daß er es nicht ist?"

„Ganz sicher. Peter Jordan sieht völlig anders aus."

„Bringen Sie den Mann zurück", sagte Trotha, während Natascha sich abwandte.

Der Wärter führte mich in Zimmer 16 zurück. Hier waren inzwischen auch die anderen Bewohner eingetroffen. Sie lasen ihre Briefe oder kramten in ihren Paketen. Schapiro fragte: „Besuch?"

„Fehlanzeige. Eine Frau, die ihren Mann sucht."

Danach zwang ich mich, eine Viertelstunde zu warten, bevor ich an die verschlossene Tür klopfte. Ein anderer Wärter öffnete.

„Was ist los?"

„Ich muß auf die Toilette."

„Vielleicht teilen die Herren sich das heute abend gütigerweise ein wenig ein. Ich bin allein hier für sechs Zimmer, ich möchte auch mal einen Moment Ruhe haben." Dieser Wärter war klein, untersetzt und nervös. Er führte mich zur Toilette und setzte sich davor auf eine Bank. Die Klosettür ließ sich natürlich nicht zuriegeln. Ich mußte es riskieren. Ich holte aus der Tasche, was Natascha mir gegeben hatte. Der harte Gegenstand war ein Vierkantschlüssel, wie er in diesem Haus sämtliche Türen öffnete, und auf dem Papier, in das er eingewickelt gewesen war, stand in Maschinenschrift:

„Du mußt noch heute nacht hier fort. Heute nacht haben zwei Drittel des Personals frei. Ich habe einen Pförtner bestochen, er verkaufte mir den Vierkantschlüssel. Dieser Pförtner hat von 20 Uhr an Dienst beim Haupteingang. Er läßt Dich durch. Ich warte mit einem Wagen hinter der Ecke der ersten Quergasse rechts . . . "

Hier folgte eine Skizze, die mir zeigte, wo die Anstalt und die Gasse lagen und wohin ich mich zu wenden hatte, wenn ich den Haupteingang verließ.

„Ich werde einen Anzug, Wäsche, Schuhe und Mantel im Wagen haben. Die Abendzeitungen berichten heute von einem Mann, der in eine Messerstecherei in einer Bar geriet und in diese Heil- und Pflegeanstalt eingeliefert wurde. Es steht in den Zeitungen, daß dieser Mann sich weigerte, seinen Namen zu nennen. Spätestens morgen früh wird jemand von der Filmgesellschaft auftauchen — gebe Gott, nicht früher.

Wenn feststeht, wer Du bist, kommst Du nicht mehr aus Deutschland heraus. Du mußt aber zu Professor Pontevivo. Ich habe Schlafwagenkarten für den Zug um 23.50 Uhr. Sieh zu, daß Du zwischen 21 Uhr und 21.30 Uhr bei mir bist. Es ist Deine letzte Chance."

Ich riß den Brief in kleine Stücke und spülte ihn fort. Dann steckte ich den Vierkantschlüssel ein und trat wieder auf den Gang.

„Na endlich", sagte der nervöse kleine Wärter.

Jetzt sangen sie auch in der Männerabteilung.

„Es ist ein' Ros' entsprungen aus einer Wurzel zart . . . "

★

Nachdem ich Nataschas Brief vernichtet und den Vierkantschlüssel in meinem Morgenrock versteckt hatte, war ich in das Zimmer 16 zurückgekehrt, wo einer der Kranken den anderen die Karten legte, während in der ganzen Anstalt Weihnachtslieder gesungen, aber keine Kerzen angezündet wurden, aus begreiflicher Angst vor einem Brand.

Der Kranke legte auch mir die Karten und sah in ihnen eine große Karriere, eine große Liebe, ein süßes Kind und ein langes, glückliches Leben.

„Quatsch."

„Das ist kein Quatsch. Die Karten sagen die Wahrheit!"

„Stimmt", meinte Kurtchen. „Was hätten sie denn davon, wenn sie lügen würden?"

Dann kam das Abendessen. Zur Feier

Bis zur bitteren Neige

der Geburt des Jesuskindes (erklärte uns ein vierschrötiger Pfleger) gab es Huhn mit Spargel. Wir sollten vorher alle mit ihm beten. Das taten aber nur der Neger, Schapiro und Kurtchen, und der Pfleger nannte uns widerwärtig, undankbare Heiden und verschwand.

Bald kamen die Wärter wieder und holten die Teller und ließen uns dann noch eine halbe Stunde auf den Gang hinaus, wo alle rauchten. Um 20.30 Uhr jagten sie uns in die Zimmer zurück, und wir erhielten Injektionen oder Pillen, und alle bekamen ihr Paraldehyd. Ich behielt mein Quantum, ekelgeschüttelt, im Mund und wartete, bis die Pfleger verschwunden waren. Dann spie ich das Zeug unter das Bett. Ich durfte nicht müde werden an diesem Abend.

Wir hörten wieder Musik aus Schapiros Radio, und dann schlief einer nach dem anderen ein, und bei den „Unruhigen" begann wieder das Grölen und Stampfen, Kreischen, Wimmern und Brüllen.

Ich lag auf dem Rücken und sah immer wieder auf die Uhr. Ich war recht zuversichtlich. Eine Angst quälte mich: daß Schapiro seinen Anfall bekommen könnte. Er bekam ihn nicht.

Fünf Minuten nach neun Uhr erhob ich mich geräuschlos, zog im Dunkeln den Morgenmantel und die Pantoffeln an und schlich zur Tür. Sie ließ sich mit dem Vierkantschlüssel ohne Mühe öffnen. Ich schloß sie leise hinter mir.

Der Gang war leer und schlecht beleuchtet. Sie sparten Strom, nur jede zweite Lampe brannte. Das war fein so. Ich ging drei Schritte, aber die Pantoffeln machten zuviel Lärm, also zog ich sie aus und lief barfuß zur Treppe. Als ich hier um die Ecke kam, prallte ich mit dem kleinen, nervösen Wärter zusammen, der mich am Nachmittag auf die Toilette geführt hatte. Er erkannte mich sofort wieder und öffnete den Mund, um loszuschreien, aber er kam nicht mehr dazu, denn ich schlug ihm mit dem Vierkantschlüssel über den Schädel. Dann lief ich lautlos die Treppe hinunter.

In der Portierloge brannte Licht. Im Augenblick, da der Pförtner Schritte hörte, beugte er sich ostentativ über eine Zeitung. Ich stürzte durch die Halle und an ihm vorbei. Das große Eingangstor war nicht verschlossen. Nun stand ich im Freien.

Ich rannte los, eine schmutzige Dorfstraße hinunter bis zur ersten Quergasse. Es war kein Mensch zu sehen. Mit nackten Füßen trat ich in den Schnee, denn die Pantoffeln hatte ich weggeworfen. Ich bog um die Ecke. In der schmalen Gasse flammten die Scheinwerfer eines Wagens auf. Der Motor sprang an, ein Schlag flog auf. Ich ließ mich auf den Vordersitz fallen. Natascha gab Gas. Der Wagen schoß vorwärts.

„Wie weit ist es nach Hamburg?"

„Etwa dreißig Kilometer", antwortete Natascha. Nach einer Weile hielt sie im Schatten einer Baumgruppe. „Die Sachen liegen hinten. Zieh dich um."

Zieh dich um. Da sagte sie schon „du", ganz selbstverständlich, ganz natürlich.

Ich zog mich um, so schnell ich konnte, die Anstaltskleidung schob ich unter eine verschneite Hecke. Dann fuhren wir auf einer vereisten Bundesstraße weiter, Hamburg entgegen. Zweimal kamen wir dabei durch dunkle, verlassene Dörfer.

„Wem gehört der Wagen?"

„Freunden. Sie haben ihn mir geliehen. Wir stellen ihn vor ihrem Haus ab." Das taten wir, als wir etwa eine Dreiviertelstunde später in Hamburg eintrafen.

Dann gingen wir ziemlich lang durch die Stadt, die an diesem Abend wie ausgestorben war. Wir sahen hinter vielen Fenstern Weihnachtsbäume und brennende Kerzen, und überall wurde gesungen oder Weihnachtsmusik tönte aus Radios.

„Wo ist Mischa?"

„Bei Freunden. Ich habe ihm gesagt, ich muß verreisen." Natascha sprach ganz kurz, ganz sachlich, ganz präzise. Keine Spur von Erregung oder Angst war aus ihrer Stimme herauszuhören. Sie besaß einen Plan, und sie führte ihn durch. Es war, als ob sie sich eine bestimmte Behandlungsart für einen bestimmten Patienten zurechtgelegt hätte.

Nach einer langen Weile fanden wir ein Taxi und fuhren zum Hauptbahnhof. Da war es 23 Uhr 15. Wir gingen hinter dem Bahnhof in einer dunklen Straße auf und ab, und als mir schlecht wurde, sagte Natascha: „Setz dich auf den Koffer." Das tat ich. „Wir dürfen erst im letzten Augenblick zum Zug. Vielleicht suchen sie dich schon. Es gibt viel Polizei auf dem Bahnhof."

Sie hatte sich alles überlegt . . .

„Wie komme ich über die Grenze? Ich habe keinen Paß."

„Doch."

„Wieso? Warst du in meinem Appartement?" Während mir sofort einfiel, daß ich meinen eigenen Paß ja gar nicht benützen konnte, hörte ich sie sagen: „Du hast den Paß von Bruno." Sie gab ihn mir, einen alten deutschen Reisepaß, der einst dem Vater des kleinen Mischa gehört hatte. Ich öffnete ihn und betrachtete das Foto.

Ein Mann mit Brille.

Ein Künstler, das sah man.

Ein Mann, der überhaupt keine Ähnlichkeit mit mir aufwies.

„Er sieht mir überhaupt nicht ähnlich!"

„Das habe ich nie behauptet."

„Doch. Du hast gesagt —"

„Ich sagte, du erinnerst mich an ihn. Dazu mußt du ihm doch nicht ähnlich sehen."

„Aber wenn ich ihm nicht ähnlich sehe —"

Sie zog eine Brille aus der Tasche.

„Hier. Es ist nur Fensterglas. Außerdem hast du deinen Ausschlag und das gleiche kurze Haar. Mit der Brille geht es großartig."

Ich setzte die Brille auf und dachte: Ich sehe Bruno überhaupt nicht ähnlich, und dennoch erinnerte ich Natascha sofort an ihn.

Und Shirley?

Und Wanda?

Vielleicht sah Shirley Wanda in Wahrheit auch nicht im geringsten ähnlich, vielleicht nur in meiner Einbildung. Auch Shirley hatte mich an Wanda erinnert, so sehr, so sehr. Was hieß das also eigentlich: Erinnern? Mit dem Gesicht hatte es nichts zu tun, das schien festzustehen . . .

„Du mußt dir die Daten einprägen."

Du. Du. Du.

Und so selbstverständlich, so leicht sagte sie es!

Bruno Kerst. Geboren 21. März 1920. Beruf: Maler. Religion: katholisch.

„Knapp vor seinem Tod, als ich ihn zu Pontevivo bringen wollte, brauchte er einen neuen Paß. Sein alter war abgelaufen. Der neue ist bis 1961 gültig. Ich habe ihn aufgehoben. Lauter glückliche Zufälle, nicht wahr?"

„Ja", sagte ich, „wohin man sieht, nur glückliche Zufälle."

„Glaubst du, daß du den Wärter schwer verletzt hast?"

„Ich glaube nicht."

„Halb zwölf", sagte Natascha. „Wir können langsam zum Perron hinuntergehen."

„Achtung! Bitte zurücktreten vom Bahnsteig zwo. Der Alpenexpreß von Hamburg-Altona nach Rom über Hannover, Frankfurt, Stuttgart, München, Verona, Bologna und Florenz läuft ein!" Die Lautsprecherstimme dröhnte überlaut in der gespenstisch stillen, tief liegenden Halle des Hamburger Hauptbahnhofs. Es war eine Viertelstunde vor Mitternacht am Heiligen Abend des Jahres 1959.

Die Perrons waren verlassen. Nur etwa zwei Dutzend Reisende erwarteten gleich uns den Alpenexpreß. Ein riesiger Lichterbaum der Deutschen Bundesbahn funkelte oben an den Treppen.

Natascha stand neben mir. Sie mußte mich stützen, sonst wäre ich sofort hingefallen. Alles drehte sich langsam um mich, die schimmernden Gleise, der Baum, die wenigen Menschen, rote, grüne und weiße Lichter in der Ferne. Ich trug einen blauen Konfektionsmantel, der mir zu groß, und einen blauen Konfektionsanzug, der mir zu klein war. Die neuen Schuhe drückten. Der Hemdkragen war zu weit. Neben uns standen ein Koffer und eine Tasche.

Der Fernexpreß lief summend ein und hielt.

Natascha führte mich zum Eingang eines Schlafwagens. Ein Träger folgte mit dem Gepäck. Es stellte sich heraus, daß der Schlafwagen fast leer war — wie der ganze Zug. Wir bekamen das Abteil mit den Betten 13/14 in der Mitte des Wagens. Der nette Schaffner roch ein bißchen nach Schnaps und war gesprächig. Seine Familie lebte in Blankenese. Er hatte mit den Kindern schon am

Nachmittag Weihnachtsabend gefeiert, erzählte er.
„Na ja, und dabei 'n Lütten gekippt. Ist ja doch nischt los heute."
Draußen ertönte wieder die Lautsprecherstimme. Sie wünschte uns eine angenehme Reise. Der Zug ruckte langsam an und machte sich summend auf seine weite Reise nach dem Süden.
Ich hatte mich auf das untere Bett gesetzt. Wir fuhren über ein paar Brücken, und ich sah viele Schiffe, deren bunte Positionslichter sich im schwarzen Wasser spiegelten. Mir war elend und wohl zugleich, ich war verzweifelt und glücklich zugleich, ich dachte zugleich, daß ich sterben und leben wollte.
Natascha war aus dem Abteil gegangen. Nun kam sie mit dem netten Schaffner wieder. Er brachte vier Flaschen Mineralwasser und drei Gläser und einen Kaffeetopf voll kleiner Eisstücke, die er von einem großen Block aus seinem Kühlschrank geholt hatte.
„Die Frau Gemahlin meint, Sie wollen es sich auch gemütlich machen."
Natascha öffnete die Tasche und holte eine Flasche Whisky heraus. Sie machte drei Drinks. Ein Glas gab sie dem Schaffner, der uns zuprostete: „Fröhliche Weihnachten, die Herrschaften!" Dann verschwand er.
Ich trank, und Natascha trank, und sie sagte: „Schon gut, Peter, schon gut", denn mir liefen wieder Tränen über die Wangen. „Wein ruhig, es macht nichts. Ich weiß, es sind nur die Nerven."
„Es sind nicht die Nerven. Es ist, weil du an den Whisky gedacht hast."
„Du kannst trinken, soviel du willst. Jetzt ist es gleichgültig. Übermorgen bist du bei Pontevivo."
Wir sagten beide plötzlich so selbstverständlich und so leicht „du", als sagten wir es schon seit Jahren. Ein gemeinsames, gefährliches Abenteuer hatte uns in einer Stunde einander nähergebracht als die letzten sechs Wochen. Und es war nicht nur die Vertraulichkeit von Komplicen, die sie und mich verband . . .
Die Lichter draußen waren verschwunden, der Zug glitt durch stilles, verschneites Land. Die Achsen schlugen. Wir fuhren immer schneller. Natascha goß wieder mein Glas voll.
„Nicht so viel."
„Doch. Du sollst dich betrinken. Dann schläfst du besser. Es ist ein weiter Weg. Morgen früh sind wir erst in München." Ich trank und dachte, daß all das zu phantastisch war, zu unwirklich, daß ich es wohl träumte in meinem Bett auf Nummer 16.
„Natascha . . . Natascha . . . "
„Was ist?"
„Ich habe Angst, zu träumen."
„Du träumst nicht. Du bist wach. Wir fahren nach Rom."
„Ich bin . . . ich bin nicht mehr in dieser Anstalt?"
„Nein, Peter." Sie sah mich an und legte ihre Hand auf meine, und da glaubte ich es endlich. Nein, ich war nicht mehr in dieser Anstalt!
Die Achsen schlugen, schlugen, schlugen . . .
Ich trank Whisky und hörte Natascha zu. Ich lag noch in dem Anzug auf dem Bett, den sie für mich gekauft hatte und der mir nicht ganz paßte. Ich sah sie an, und sie hielt eine Hand auf meinem Arm und sprach so ruhig wie immer, so, wie sie stets gesprochen hatte, seit ich Natascha kannte.
„Es war höchste Zeit. Die Filmleute glauben, du wärst verunglückt. Im Hotel glauben sie, du wärst einem Verbrechen zum Opfer gefallen. Sie wollten die Polizei zwingen, schon vor Ablauf der 48-Stunden-Frist mit der Fahndung zu beginnen."
„Woher weißt du das?"
„Ich war im Hotel. Man kennt mich doch dort. Und da saßen sie alle."
„Komisch, daß keiner auf die Idee kam, ich könnte in einer Anstalt sein."
„Das ist gar nicht komisch. Es wußte doch keiner von deinem Zustand — außer mir. Ich fürchtete sofort, daß so etwas passiert sei."
„Natascha —" begann ich, aber ich konnte nicht weitersprechen, denn mir rannen schon wieder Tränen über die Wangen. ➜

Bis zur bitteren Neige

„Du mußt diese Reise durchhalten, Peter. Du mußt aus Deutschland fort sein, bevor sie einen Haftbefehl gegen dich erlassen."

„Der Mann, den ich niederstach — hast du etwas von ihm gehört?"

„Es geht ihm schlecht."

Ich trank schnell.

„Aber er ist nicht in Lebensgefahr. Das Messer glitt am Schulterblatt ab."

„Willst du nicht wissen, warum ich es getan habe?"

„Du wirst es mir erzählen", sagte sie. „Du wirst mir alles erzählen, Peter."

„Er hat einen Juden geschlagen."

„Später", sagte sie. „Du sollst nicht sprechen. Du hast zu viele Aufregungen hinter dir."

„Natascha . . . "

„Nicht sprechen." Sie goß mein Glas voll.

„Nein, ich muß sprechen! Du darfst das nicht tun."

„Was?"

„Mit mir fahren. Du mußt aussteigen . . . bei der nächsten Station. Du mußt zurück nach Hamburg. Sonst wirst du auch in diese Sache verwickelt."

„Das werde ich auf alle Fälle."

„Darum mußt du aussteigen. Wenn . . . wenn sie mich erwischen, dann klagen sie mich nicht nur wegen dieser Messerstecherei an . . . da ist auch der Versicherungsschwindel . . . da ist Shirley . . . der Wärter, den ich niederschlug . . ."

„Ich weiß."

„Denk an Mischa!"

„Ich denke an dich", sagte sie still. „Du kommst nicht mehr allein bis Rom. Jemand muß von jetzt an immer bei dir sein. Ein Arzt."

„Aber das ist Wahnsinn! Ich will es nicht! Ich dulde es nicht . . ."

Sie strich über mein Haar. „Trink weiter, Peter. In der Tasche liegt ein Pyjama. Zieh dich aus. Waschzeug habe ich auch gekauft."

„Natascha —"

Aber sie ging schon aus dem Abteil.

Ich stand taumelnd auf und zog mich aus und wusch mich mit dem neuen Waschzeug. Mein ganzes Gesicht war nun von Pusteln, Flechten und Beulen bedeckt. Ich sah so aus, daß ich mich vor mir selber ekelte.

Noch einmal goß ich mein Glas voll und trank es leer und sah hinaus in die nächtliche Schneelandschaft, die vorüberflog.

Dann legte ich mich wieder hin.

Nach einer Weile kam Natascha ins Abteil.

„Geht es dir gut?"

„Ja."

„Wunderbar."

„Du bist wunderbar", sagte ich.

„Würdest du bitte jetzt zur Wand sehen?"

Das tat ich, und sie zog sich hinter mir aus und schminkte sich ab und wusch sich, und zuletzt sagte sie: „Du kannst dich wieder umdrehen."

Sie stand in einem mattgelben Pyjama vor mir, durch den man ihren schönen, fraulichen Körper erkennen konnte. Sie war nun ungeschminkt und roch nach Seife, Mundwasser und Hautcreme.

„Wenn es dir nicht gut geht, weck mich gleich."

„Ja."

Sie lehnte die kleine Leiter an das Oberbett und lächelte mir zu. „Aber es wird dir gut gehen. Und alles wird wieder gut werden. Sie dürfen dich nur nicht verhaften, sonst kommst du hier in irgendeine Anstalt. Und du mußt zu Professor Pontevivo."

Sie stieg schnell die kleine Leiter empor. Einen Moment lang baumelten noch ihre Beine herab, dann waren sie verschwunden. „Trink, bis du einschläfst. Du kannst das Licht auch brennen lassen, wenn du Angst hast vor der Dunkelheit."

„Ja, Natascha."

„Du mußt keine Angst haben. Ich bin bei dir."

„Ja, Natascha."

„Du mußt wirklich keine Angst haben. Auch nicht vor einem neuen Anfall. Mir ist jetzt alles gleich. Ich will, daß du nach Rom kommst. Ich will, daß du gesund wirst. Darum habe ich auch diese Ampullen mitgenommen."

„Diese Ampullen?"

„Du weißt, welche ich meine", sagte sie, „ich habe alles bei mir, Peter."

Danach schwieg sie, und auch ich schwieg und trank und hörte die Achsen des Zuges schlagen. Jetzt fuhren wir sehr schnell.

Es ging gut bis München. Wir frühstückten im Abteil, wir aßen im Abteil zu Mittag. Ich blieb im Bett.

„Mein Mann ist krank", erklärte Natascha dem neuen Schaffner, der in München den Schlafwagen übernommen hatte.

In Österreich schneite es heftig. Der Zug blieb leer, die Bahnsteige lagen verlassen. Der Ausschlag in meinem Gesicht wurde immer schlimmer, ich konnte mich nicht mehr rasieren.

Natascha gab mir nun dauernd Beruhigungsmittel und ein paar Injektionen, denn die lange Fahrt strengte mich an. Trotzdem ging alles weiter gut, auch an der Grenze. Ich setzte die Brille mit den Fensterglaslinsen auf, und Natascha zog die Vorhänge zu, so daß ich halb im Dunkeln lag. Die Paß- und Zollbeamten kamen und sahen unsere Papiere an und verschwanden wieder.

Am Brenner war es sehr kalt, wir fuhren durch einen Schneesturm. Dieser Schneesturm war nicht gut für mich. Das Heulen des Windes, das rasende Flockentreiben draußen und die trockene Hitze des Abteils verursachten mir Beklemmungen. Einmal hatte ich Schüttelfrost, dann schwitzte ich wieder. Mein Puls flog wie mein Atem. Natascha maß meine Temperatur. Ich hatte 39,5. Natascha gab mir neue Mittel, neue Spritzen. Jetzt erinnerte sie mich an Schauberg.

Schauberg . . .

Wo der wohl war? Schon in Oran? In Pernambuco bereits? Noch in Hamburg?

Das Fieber ließ meine Gedanken wirr und leicht wandern. Ich dachte an Shirley und an meine Mutter, an Mischa und an Joan und an die blonde Käthe. Ich überlegte, ob ich wohl sterben würde, ehe wir Rom erreichten.

Natascha sah schlecht und übernächtig aus, aber sie wich nicht von meiner Seite. Ich begann zu phantasieren und hatte schreckliche Träume, aus denen ich schreiend hochfuhr. Und immer war Natascha dann bei mir und hielt mich fest, und immer wieder sagte sie: „Du mußt dich zusammennehmen. Du mußt nach Rom. Wir dürfen nicht auffallen im Zug. Sonst setzt man uns bei einer Station aus."

Ich nahm mich zusammen, so sehr ich konnte. Natascha gab mir zu trinken, aber ich begann, mich vor dem Whisky zu ekeln. In den Alpen hatte Sturm getobt, in Oberitalien schneite es heftig. Die Bahnsteige von Bozen, Trient und Rovereto sah man kaum hinter den Wirbeln des Schnees. Diese Wirbel machten mich furchtbar schwindlig. Manchmal glaubte ich nun, kleine Tiere zu sehen in ihnen oder Paraden von ganz kleinen Menschen, die sich sehr schnell bewegten. Alles, was ich sah, bewegte sich sehr schnell und war sehr klein. Ich sagte es Natascha, und Natascha rückte an ihrer Brille und goß ein Glas mit purem Whisky voll und sagte: „Noch acht Stunden. Nur noch acht Stunden."

Es war nun der Abend des 25. Dezember. Immer noch stürmte es, schneite es. Mir wurde plötzlich unheimlich zumute, so unheimlich wie noch nie.

„Natascha, ich will dich nicht erschrecken, aber ich glaube, ich sterbe."

Sie maß meinen Blutdruck. Während sie es tat, steckte der Schlafwagenschaffner, der seit München mitfuhr, nachdem er angeklopft hatte, den Kopf zur Tür herein und fragte, wie es ginge. Natascha lächelte ihn strahlend an, und ich lächelte verzerrt. Natascha sagte: „Es geht ihm ausgezeichnet."

„In einer Viertelstunde halten wir in Verona, gnädige Frau", sagte der Schaffner. „Ich meine, falls es dem Herrn doch nicht ganz so gut geht." Damit verschwand er.

„Wie ist mein Blutdruck?"

„100."

„Aber ich hatte doch 170!"

„So ein Blutdruck schwankt. Du fühlst dich schlecht, weil er gerade ein bißchen nach unten durchgerutscht ist."

Sie zählte meinen Puls.

„Wie hoch?"

„130."

„Natascha . . ."

„Ja, Liebling, ja?"

„Ich habe Angst."

„Du mußt dich zusammennehmen. Bitte, bitte, nimm dich zusammen. Wir müssen nach Rom."

„Ich komme nicht mehr nach Rom. Ich sterbe."

„Du stirbst nicht."

„Doch. Es tut mir so leid. Es ist eine solche Schande nach all der Mühe, die du dir gemacht hast. Ich fühle es. Ich sterbe. Ich sterbe."

Ich sah jetzt nichts mehr, ich hörte nur noch das Toben des Sturms. Der Zug ging in eine Kurve, mein Bett neigte sich. Im gleichen Augenblick schlug jene unsichtbare Riesenfaust, die ich schon kannte, in meine Magengrube ein, wühlte sich hoch in mir, stieg höher, höher, meinem Herzen zu, die Faust, die Faust, die fürchterliche Faust.

Ich konnte nichts mehr sehen, nichts mehr hören, nicht mehr atmen. Am Ersticken, bog sich mein Körper durch zu jener scheußlichen Brücke, zu der er sich einst durchgebogen hatte im Salon meines Luxusappartements in Hamburg, bog sich und hob sich, die Fersen und mein verletzter Hinterkopf berührten noch das Bett, sonst nichts.

Ich hörte mich schreien: „Natascha, hilf mir!"

Dann waren da nur noch Dunkelheit und bodenlose Tiefe, und Fallen, Fallen, Fallen hinab in sie, in sie hinab. Zehn Minuten vor Verona starb ich noch einmal, um noch einmal weiterzuleben, mein elendes, verfluchtes Leben.

Fortsetzung folgt

Constructa 61

die beste Constructa

Constructa gewaschen

Auch Arbeitskleidung – sauber und adrett

Derbe Arbeitsanzüge, Kittel, wie überhaupt alle Berufswäsche: bei Höchsttemperatur gewaschen, fünfmal gespült und gründlich geschleudert. Tadellos sauber kommt die Wäsche aus der Constructa. Doch die Constructa 61 – die beste Constructa – bietet noch mehr:

Enorm gesteigerte Schleuderwirkung der freistehenden Modelle K3 fs und K4 fs chroma. Sie schleudern nahezu bügeltrocken.

Weitere wichtige Vorteile: Wollwaschprogramm · umschaltbar auf Wechsel- oder Drehstrom · Thermo-Automatik · 5 Spülgänge · Klammernfalle · Laugenpumpe Förderhöhe bis 1,10 m · Waschtrommel aller Modelle: Edelstahl rostfrei

Bei K4 chroma, K4 fs chroma, K6 de luxe chroma auch der Laugenbehälter: Edelstahl rostfrei

Waschen, Spülen und Trockenschleudern: alles in derselben Trommel. Da gibt es kein Umfüllen! – Die Constructa 61 ist eben ein echter Vollautomat. Nehmen Sie Constructa-geschleuderte Wäsche einmal in die Hand: Sie werden staunen, wie intensiv sie ausgeschleudert wurde. Am besten, Sie gehen bald einmal zu Ihrem Fachhändler, oder verlangen Sie den neuen, farbigen Katalog von Abt. A 4 Constructa-Werke, Lintorf b. Düsseldorf.

chroma

Constructa-Vertretungen: Amsterdam, Constructa-Niederlassg., Keizersgracht 522 · **Bozen,** Soc. Ac. di R. Pernthaler, Vicolo Gummer 2 · **Brüssel-13,** J. van Assche & Co. S. A., 636, Av. de Schaerbeek · **Haugesund/Norwegen,** Trygve Flikkeit, Skjoldeveien 44 · **Helsinki,** OY Palsbo Ab, Skillnadsgatan 15-17 · **Luxemburg,** J. van Assche & Co. S. A., 16, Rue des Capucins · **Paris 8e,** S.I.V.A. M., 225, Faubourg Saint-Honoré · **Soultz/Haut-Rhin,** R. Theiler, Rue de la Marne · **Stockholm 6,** Elektroskandia AB, 75-77 Norra Stationsgatan · **Wien 1,** Constructa-Waschautomaten Vertrieb, Schottengasse 4 · **Zürich 22,** Novelectric A. G., Claridenstraße 25

Hurra, wir bauen uns ein Haus!

Ein Viertel zahlt der Staat

... aber nicht von selbst! Man muß Anträge stellen

Es ist eine alte Tatsache, daß einem das Finanzamt nur dann etwas schenkt, wenn man sich im Dschungel der Paragraphen und Verordnungen auskennt und, so gerüstet, einen „Antrag" stellt. Welche Möglichkeiten der Steuer-Ersparnis es beim Hausbau gibt, wollen wir hier noch einmal zusammenfassend erklären.

Die **Grunderwerbsteuer** für Ihren Bauplatz kostet Sie 7% des Kaufpreises. Aber das muß nicht sein. Wenn Sie beabsichtigen, Ihr Grundstück mit einer steuerbegünstigten Wohnung im Sinne des 2. Wohnungsbaugesetzes zu bebauen, dann veranlassen Sie den Notar, daß er schon im Grundstückskaufvertrag die Befreiung von der Grunderwerbsteuer beantragt. Das Finanzamt, das eine Durchschrift des Kaufvertrags erhält, wird die Grunderwerbsteuer dann gar nicht erst festsetzen.

Allerdings müssen Sie dem Finanzamt später, wenn Ihre eigenen vier Wände stehen, einen Anerkennungsbescheid präsentieren. Sie beantragen ihn bei der Baubehörde.

Auch Kriegsbeschädigte, Kriegerwitwen und Ehegatten Verschollener können Bauland und bebaute Grundstücke grunderwerbsteuerfrei erwerben, wenn sie ihre Versorgungsrenten kapitalisieren lassen und mit der Abfindung den Kauf eines Baugrundstücks finanzieren. Der Kaufpreis darf allerdings das Fünfzehnfache der Kapitalabfindung nicht übersteigen.

Grundsteuer, die Sie sonst an die Gemeindekasse zahlen müßten, können Sie sparen, wenn Sie öffentlich geförderte Wohnungen bauen und Ihnen z. B. ein Landesdarlehen zur Verfügung steht.

Sie legen dem Finanzamt ganz einfach den Bewilligungsbescheid über das Darlehen vor und erhalten eine zehnjährige Grundsteuervergünstigung.

Wer sein Haus nicht mit öffentlichen Mitteln, sondern mit Eigen- oder Fremdkapital baut, kann ebenfalls in den Genuß der Grundsteuervergünstigung kommen, sofern die nutzbare Wohnfläche die im 2. Wohnungsbaugesetz festgelegten Grenzen nicht überschreitet. Das sind bei einer Familie bis zu 5 Personen 144 qm.

Erfreulicherweise rechnen hierbei der Dachboden, Keller, Trockenräume, Vorratsräume, Waschküchen, Abstellräume und Garagen nicht mit. Diese Räume dürfen Sie zusätzlich haben. Auch darf die Grenze von 144 qm unter gewissen Voraussetzungen überschritten werden.

Mit dem Anerkennungsbescheid Ihres Bauamtes marschieren Sie zum Finanzamt. Der Gang lohnt sich, denn das Finanzamt setzt den Grundsteuer-Meßbetrag auf 0 DM fest, so daß der Gemeindekassierer bei der Grundsteuer zehn Jahre lang das Nachsehen hat. Wie hoch die Steuerersparnis ist? Das zeigen wir Ihnen ganz am Schluß an Hand eines Beispiels.

Kriegsbeschädigte, die ihre Rente für

Links im Kreis das im Grundriß rechts abgebildete Haus. Auf der Zeichnung links ist auch das Schema zu erkennen, nach dem die Häuser dieser Siedlung gebaut sind: Rücken an Rücken.

Für 85 000 Mark Einfamilien-Reihenhäuser des sogenannten „back-to-back"-Typs nach Entwürfen des Bonner Architekten Prof. Dr. Selg. Einer der Vorteile dieser Anordnung ist, daß trotz kleiner Grundstücke verhältnismäßig große Grünflächen entstehen. Die Garagen liegen – für alle dahinter aufgereihten Häuser – an der Verkehrsstraße. Die Häuser haben 124 qm Wohnfläche, sind halbunterkellert und werden durch Blockheizung erwärmt. Die Außenwände bestehen aus Ziegelmauerwerk, das Dach ist eine Betonkonstruktion. Im Baujahr 1959/60 betrugen die Gesamtkosten 76 000 DM. Heute würden sie sich auf ungefähr 85 000 erhöhen. Eine Siedlung mit solchen Häusern steht in Karlsruhe-Waldstadt.

Für moderne Fasern von A bis Z: Persil 59!

Sei es Acetat, Acryl, sei es B..., C..., D... und die vielen, vielen leicht waschbaren Stoffe, die uns die Industrie geschaffen hat... bis zur Zellwolle, von A bis Z, das alles wäscht Persil 59! Wie Sie diese Stoffe waschen? Einfach, ganz einfach. Mit Persil 59. Kleine Empfehlung: die Gebrauchsanweisung auf der Packung genau beachten. Damit Sie an Ihren Strümpfen, Blusen, Hemden, an all' Ihrer Wäsche viel Freude haben, lange Freude haben, dafür gibt es Persil 59.

In 115 Ländern Henkel

Reisen Sie in irgendeines von 115 Ländern. Sie reisen in ein Land, in dem es Produkte von Henkel gibt. Henkel... ein Werk in der Größe einer kleinen Stadt. 11600 Menschen, die forschen, entwickeln, prüfen, kontrollieren, produzieren: Menschen, die an Produkten arbeiten, die Ihnen täglich begegnen, an Produkten wie Persil 59. An diesem großen, modernen Waschmittel. Es gibt heute nur wenige Produkte, hinter denen gleichviel Erfolg, Wissen, Forschung stehen, wie hinter Persil 59. Henkel kennt die Wünsche der Frau... Ihre Wünsche. Deshalb gibt es Persil 59, das beste Persil, das es je gab.

Ihre PERLON- oder Nylon-Bluse: jeden Tag wie neu!

Ist eine weiße, gepflegte Bluse nicht natürlicher, schlichter Ausdruck einer modernen Frau? Daß diese Bluse immer frisch, duftig und blendend weiß aussieht... dazu verhilft Ihnen Persil 59. So einfach ist es: handwarmes Wasser. 6 Eßlöffel Persil 59 auf 10 Liter Wasser. Die Bluse locker einlegen. Einige Minuten ziehen lassen. Gründlich kalt spülen. Fertig. Und dazu noch ein paar nützliche Tips: Die Bluse naß auf einen Kunststoffbügel hängen. In Form ziehen. Dabei Kragen hochschlagen. Dann trocknen lassen. Wenn Kragen und Manschetten nicht gleich sauber werden, mit Persil 59 bestreuen und mit weichem Schwamm reiben.

das beste Persil, das es je gab!

Henkel

P 12/62

Hurra, wir bauen uns ein Haus!

Bauzwecke kapitalisieren lassen, können ebenfalls eine Grundsteuervergünstigung erhalten. Als Nachweis gegenüber dem Finanzamt dient hier der Bescheid des Versorgungsamtes über die Kapitalabfindung.

Wohnungsbauprämie oder Steuerersparnis durch Sonderausgaben? Das ist die Gretchenfrage. Für Ihre Einzahlungen in Bausparkassen kommt nämlich nur eine dieser Vergünstigungen in Frage.

Wer überhaupt keine Einkommensteuer oder Lohnsteuer zahlt, entscheidet sich natürlich für die Wohnungsbauprämie. Sie beträgt, je nach Familienstand, 25 bis 35% der Bauspareinzahlungen eines Jahres und ist auf höchstens 400 DM begrenzt. Ledige und kinderlos Verheiratete müssen immerhin 1600 DM pro Jahr aufwenden, um den Höchstbetrag von 400 DM zu erreichen, während Verheiratete mit fünf oder mehr Kindern unter 18 Jahren nur 1143 DM aufzubringen brauchen, um 400 DM „geschenkt" zu bekommen.

Für Bausparer mit höherem Einkommen empfiehlt es sich oft, die Bausparbeiträge als Sonderausgaben abzusetzen. Veranlagte Personen (Gewerbetreibende, freie Berufe usw.) erklären ihre Sonderausgaben in der Steuererklärung. Die große Masse der Arbeitnehmer führt die Sonderausgaben in den Lohnsteuer-Ermäßigungsanträgen und Jahresausgleichsanträgen an. Aber machen Sie sich keine allzu kühnen Hoffnungen: Es gibt eine Obergrenze für die abzugsfähigen Sonderausgaben!

Ob Sonderausgabe oder Wohnungsbauprämie — was günstiger ist, läßt sich nur von Fall zu Fall entscheiden. Fragen Sie rechtzeitig Ihr Finanzamt oder Ihren Bausparkassen-Vertreter.

Bausparverträge sollte man möglichst früh vor Baubeginn abschließen. Der Vorteil liegt auf der Hand: jedes Jahr bis zu 400 DM Wohnungsbauprämie oder Steuerersparnis durch erhöhte Sonderausgaben. Vielleicht schließen Sie einen Bausparvertrag für den Kauf von Baugelände und einen weiteren für die Finanzierung Ihres Eigenheims? ➔

Für 87 000 Mark *Sehr geräumige Reihenhäuser mit 150 qm Wohnfläche. Der Hamburger Architekt Dr. Ing. Kindt hat sie im Jahr 1960/61 erbaut. Die Außenwände sind mit roten Ziegeln verblendet. Durch die Versetzung des Wohnteils gegen den Schlafteil des Hauses entstanden nur unter dem Wohnteil Kellerräume. Die Baukosten beliefen sich damals auf 68 000 DM, die Gesamtherstellungskosten auf ca. 78 000 DM. Heutiger Preis: rund 87 000 DM.*

Für 45000 Mark

Einfamilien-Reihenhäuser in Hannover-Hemmingen. Auf 2 Etagen bieten sie insgesamt 92 qm Wohnfläche. Die Zentralheizung (Warmluft) ist vom Flur aus zu bedienen. Der Freisitz ist wind- und sichtgeschützt. Im Baujahr 1957/58 kostete ein solches Haus rund 35 000 DM. Heute dürfte es auf etwa 45 000 DM kommen.

Für 42 000 Mark *Diese zweigeschossigen Reihenhäuser in Aalen/Württemberg hat der Architekt Gerhard Höritz im Jahre 1958 erbaut. Die Häuser haben ca. 84 qm Wohnfläche, sind vollunterkellert und mit Kachelofen-Warmluftheizung ausgestattet. Die reinen Baukosten betrugen 29 700 DM, wozu noch einmal 3900 DM für Außenanlagen und Baunebenkosten kamen, so daß sich ein Gesamtpreis von 33 600 DM ergab. Heute müßte man mit ungefähr 42 000 DM rechnen.*

6.70
DIELE 4 qm
WOHNRAUM 24 qm
TERRASSE
ERDGESCHOSS

KINDER 11 qm
DIELE 3 qm
ELTERN 15 qm
KIND 8,5 qm
BALKON
OBERGESCHOSS

Welche Reihenhaus-Typen gibt es?

Das Reihenhaus hat sich im Lauf des letzten Jahrzehnts sehr gewandelt. Häuser, die in unübersehbarer Reihe stehen, wie angetretene Soldaten, sind nicht mehr die Regel.

Staffelartiges Versetzen, Vor- und Rücksprünge, Trennmauern entlang der Grenze schaffen geschützte Freisitze und helfen, das Grundstück gegen die Nachbarn abzuschirmen.

Das moderne Schlagwort lautet: Teppichbebauung. Die Flächen werden dabei U-förmig oder winkelförmig bebaut, so daß vom Grundstück meist nur noch ein Innenhof – ein grünes Zimmer – übrigbleibt. Dort ist es friedlich und ruhig, der Blick endet allerdings an der kahlen „Hinterseite" des Nachbarhauses.

Reihenhäuser sind Serienhäuser und „im Dutzend billiger".

Das beginnt schon beim Grundstück. Es wird sich ein günstigerer Quadratmeterpreis einhandeln lassen, wenn anstatt tausend einige zehntausend Quadratmeter den Besitzer wechseln.

Die Honorare und Gebühren sind niedriger, je öfter sich ein Haustyp wiederholt.

Für viele gleiche Fenster oder Türen lohnt sich eine Produktion am laufenden Band, die jedes einzelne Stück verbilligt. Auch beim Einkauf von Dachziegeln, Fußbodenbelägen und vielen anderen Materialien gibt es „Mengenrabatte".

Reihenhäuser werden durch Baugesellschaften gebaut – und verkauft. Gemeinnützige Baugesellschaften dürfen nach dem Gemeinnützigkeitsgesetz außer den eigenen Unkosten keine Aufschläge auf die Preise erheben.

Alle diese Bauträger ersparen Ihnen Geld und Ärger. Besondere Wünsche werden Sie sich jedoch versagen müssen: Die Serie verlangt ihre Norm.

1. Normale Reihenhäuser:

Aneinanderreihung gleicher Haustypen zu einer Zeile, Erd- und Obergeschoß. Grundstücksbreite pro Haus ca. 5,50 m–7,0 m.

Wohnfläche ca. 60–80 qm. Grundstücksgröße ca. 200 qm.

Für die Endhäuser einer Zeile wird oft ein größerer Haustyp gewählt, weil das Endgrundstück größer ist.

2. Reihen-Bungalows:

Aneinanderreihung von erdgeschossigen Eigenheimen zu einer Zeile. Da die Wohnfläche, die ca. 80–140 qm beträgt, auf einer Ebene unterzubringen ist, vergrößert sich die Grundstücksbreite gegenüber den zweigeschossigen Reihen-Eigenheimen. Sie beträgt ca. 12–18 m. Damit vergrößert sich die Grundstücksfläche auf ca. 350–600 qm. Also eine aufwendigere Wohnform.

3. Kettenhäuser:

Neben einem zweigeschossigen Hauptbau, in dem meist Wohn- und Schlafräume untergebracht sind, steht ein erdgeschossiger Anbau, der Küche, Eßzimmer und Garage enthält. Wohnfläche ca. 120–170 qm. Grundstücksbreite ca. 15 m. Grundstücksgröße ca. 500 qm.

4. Atriumhäuser:

Anordnung der einzelnen Häuser in Winkel- oder U-Form. Die freien Grundstücksseiten werden mit Mauern oder mit der fensterlosen Wand des nächsten Hauses geschlossen.

Wohnfläche ca. 120–140 qm. Grundstücksgröße ca. 200–300 qm.

Hurra, wir bauen uns ein Haus!

Zum Schluß noch unser Geheimtip für Sie: Veranlassen Sie Ihre Eltern (oder Schwiegereltern, Ihren Bruder oder Ihre Schwester), ebenfalls einen Bausparvertrag abzuschließen. Nach 6-jähriger Laufzeit können Ihre Eltern sich dann das gesamte angesparte Kapital samt gutgeschriebenen Wohnungsbau-Prämien (6 × 400 DM) und Zinsen auszahlen lassen, auch wenn sie das Geld nicht für den Bau oder Kauf eines eigenen Hauses verwenden wollen.

Hoffentlich haben Sie ein so gutes Verhältnis zu Ihren Eltern, daß sie Ihnen die 2400 DM Wohnungsbau-Prämien schenken!

Der Bausparvertrag Ihrer Eltern kann auch vor Ablauf der 6jährigen Sperrfrist an Sie übertragen werden, wenn Sie das Geld für den Bau oder Kauf eines Hauses verwenden wollen. Unter dieser Bedingung verlangt das Finanzamt die Wohnungsbau-Prämie oder die Steuerersparnis (bei abgesetzten Sonderausgaben!) nicht zurück.

400 DM Prämie für Sie als Neubauer und 400 DM Prämie aus dem an Sie abgetretenen Bausparvertrag der Eltern — macht 800 DM buchstäblich geschenktes Geld im Jahr.

47% der Baukosten sind bei der Einkommensteuer absetzbar. Nachdem Sie Grunderwerbsteuerbefreiung, Grundsteuerbegünstigung und Wohnungsbauprämien eingeheimst haben, sind Sie schon fast ein perfektes Finanzgenie.

Wenn Ihr Haus bezugsfertig geworden ist, gehen Sie mit Ihren Baurechnungen,

Für 54 500 Mark

Zweigeschossige schwedische Reihenhäuser aus typisierten Bauelementen. Der Hagener Architekt Claas hat sie speziell für Deutschland entwickelt. Mit Häusern dieser Art wurden u. a. Siedlungen in Unna, Leonberg und Ludwigsburg erstellt. Der Typ A 1001 mit 90,8 qm Wohnfläche kostet — vollunterkellert, mit Zentralheizung, Einbauküche und Einbauschränken — 54 500 DM. Der nächstgrößere Typ A 1002 mit 98 qm Wohnfläche kostet 57 000 DM, der Typ A 1003 mit 112 qm kommt auf 66 000 DM. Hersteller: STEX Schwed. Holzhaus-Export-Verband, Stockholm. Techn. Leitstelle: Bremen, Wörther Straße 45.

Hurra, wir bauen uns ein Haus!

erscheint demnächst als großformatiges, reichillustriertes Buch. Es enthält auf über 150 Seiten nicht nur den kompletten Text, sondern auch fast alle Bilder, Grundrisse und Tabellen der QUICK-Hefte Nr. 49/1961 bis 14/1962.

Bestellungen bitte an die Vertriebsabteilung des Verlags Th. Martens & Co., München 3, Brienner Straße 26—28. Lieferung gegen Voreinsendung von DM 10,— auf Postscheckkonto München Nr. 144 160.

Für 52 000 Mark

Zweigeschossige Einfamilienhäuser in Hannover-Kleefeld, entworfen von Architekt Jürg Hartmann. Jedes Haus bietet 113 qm Wohnfläche, ist ¹/₄ unterkellert und mit Warmluft-Kachelofenheizung und Parkettfußböden ausgestattet. Einschließlich Garage kostete es im Baujahr 1955/56 rund 40 000 DM. Heute würde es auf mindestens 52 000 DM kommen.

Ihrer Baukostenaufstellung, Lohnsteuerkarte und Schuldzinsenbescheinigung zu dem zuständigen Sachbearbeiter des Finanzamtes. Er prüft Ihre Unterlagen und wird auch dafür sorgen, daß Sie eine Einkommensteuererklärung oder einen Lohnsteuerermäßigungsantrag ausfüllen und Ihr Haus einen Einheitswert bekommt.

Das alles brauchen Sie nämlich für eine ersprießliche Steuerausstattung. Je 7,5 Prozent der Baukosten sind in dem Jahr, in dem Ihr Eigenheim bezugsfertig wird, und im darauffolgenden Jahr absetzbar. Die folgenden acht Jahre bringen Ihnen je 4 Prozent Sonderabschreibung.

Die ersparte Einkommensteuer und Kirchensteuer beträgt in der Regel 22 Prozent des absetzbaren Betrages. Bei höheren Einkommen ist die Steuerersparnis entsprechend höher.

Und noch ein Tip für Sie: Innerhalb der ersten vier Jahre nach Fertigstellung des Hauses dürfen Sonderabschreibungen nachgeholt werden. Das bringt oft einen zusätzlichen Steuervorteil. Stellen Sie Ihren Hausverputz deshalb nicht bis ins fünfte Jahr oder später zurück. Es könnte Ihr Schaden sein.

In einer stillen Stunde im behaglichen neuen Heim ziehen Sie dann Bilanz. Wieviel hat „Vater Staat" draufbezahlt?

Nehmen wir an, Ihr Haus kostete insgesamt 70 000 DM. Davon entfallen auf den Bauplatz 10 000 DM und auf Baukosten 60 000 DM. Den Einheitswert schätzen wir auf 15 000 DM.

Sie können verdienen . . .

● Grunderwerbsteuer:

7% von 10 000 DM (Kaufpreis Bauplatz) — 700,— DM

● Grundsteuer:

Meßbetrag bei Einf.-Häusern = 8 pro Mille des Einheitswertes; 8 pro Mille von 15 000 = 120 DM (Meßbetrag); 220% davon = 264 DM Grundsteuer; Grundsteuerfreiheit für 10 Jahre — 2 640,— DM

● Wohnungsbauprämie:

Im Falle der Übertragung eines Bausparvertrages Ihrer Eltern stehen Ihnen — bei ausreichender Einzahlung – jährlich 2×400 = 800 DM Prämie zur Verfügung.

Ihr Bausparvertrag soll drei Jahre laufen bis zur Zuteilung und dem Ankauf des Bauplatzes und der Erstellung des Hauses dienen. Für drei Jahre je 400 DM = — 1 200,— DM

Der Bausparvertrag Ihrer Eltern wurde bis zur Übertragung ebenfalls drei Jahre angespart. 3 × 400 = — 1 200,— DM

Zur Abtragung der Hypotheken (Entschuldung) schließen Sie und Ihre Eltern weitere Verträge ab, die z. B. sechs Jahre laufen. Dann kassieren Sie (nach obigem Muster) nochmals: 6 × 800 DM = — 4 800,— DM

● Einkommensteuer, Kirchensteuer:

In zehn Jahren setzen Sie 47% der Baukosten in Höhe von 60 000 DM ab = 28 200 DM.

Die Steuerersparnis beträgt in der Regel 22% des Absetzungsbetrags = — 6 204,— DM

Ersparnis insgesamt = 16 744,— DM

Sie sehen, es ist durchaus möglich, mehr als ein Viertel der Baukosten wiederzubekommen!

Im nächsten Heft:

Ein Wohnzimmer, wie es sein soll

Tempo, Leben, Aktivität

... das ist Deutschland!

TABAK AUSLESE

Gelten

FILTER

Gelten

12 Stück
DM 1,–

Ein neuer, herzhafter Rauchgenuss für Menschen unserer Zeit ... das ist Gelten

Überall in Deutschland gewinnt Gelten neue Freunde. Die TABAK AUSLESE ist das Geheimnis der Gelten und ihres vollen Tabakgeschmacks. Süßer Virginia, edler Orient und sonnengereifter Burley-Tabak – veredelt durch ein Spezialverfahren – diese TABAK AUSLESE garantiert, daß Filterraucher voll den Tabak schmecken. Probieren Sie Gelten, diesen neuen, herzhaften Rauchgenuß.

Gelten lässt Sie voll den Tabak schmecken

DIE MANFRED SCHMIDT REPORTAGE

Piept's bei Ihnen?

Wenn ja, entfernen Sie sich so schnell wie möglich von der Stelle, an der Sie sich gerade befinden, denn dort lauern Gefahren. Warum? Das verrät Ihnen dieser Bericht, der einen tiefen Einblick gibt in das geheimnisvolle Wirken der Natur und des Luftschutzes.

Wie unser Reporter in diesen Tagen bei einem Luftschutzkursus feststellen konnte, werden nach wie vor die hier gezeigten Strahlenschutzmittel als sehr wirksam gepriesen. Als Garant der Zukunft gilt die mit Riemen auf dem Hinterkopf befestigte Vollrindleder-Aktentasche (bei Damen tut es auch eine Handtasche mit dazu passender Kleinausführung für den bellenden Liebling). Ein festes Paket aus etwa hundert Blatt Papier gewährt Minderbemittelten den gleichen Schutz wie eine Aktentasche. Bei geringer Strahlung genügt angeblich auch schon eine doppelte Lage Zeitungspapier. Die oben dargestellte Tragweise ist keine Vorschrift des Luftschutzverbandes, sondern ein Vorschlag unseres Zeichners. In weltpolitischen Krisenzeiten ist sie wegen der zu erwartenden Plötzlichkeit unfreudiger Ereignisse sehr zu empfehlen.

In einem Geschäft am Münchner Marienplatz kann man sich zusätzliche Sinnesorgane kaufen. Eine dort ansässige Elektro-Firma bietet ein Gerät an, das laut Prospekt „Sinnesorgan ist für die unsichtbaren radioaktiven Strahlen, die der Mensch von sich aus nicht erkennen kann". Ein meterhohes Schaufensterplakat mit der besonders gut gelungenen Aufnahme eines hübschen Atompilzes verkündet: Messen heißt mehr wissen! Darunter lagen „Strahlenüberwachungsgeräte" in handlichen Etuis, nicht größer als ein Taschenradio.

Da man im Frühling gar nicht genug Sinnesorgane haben kann, ging ich in den Laden und kaufte so ein Ding. Es war nicht billig, obgleich es auf dem Plakat in Riesenlettern als „unwahrscheinlich preiswert" bezeichnet wurde. Das war aber wohl im Vergleich mit den Kosten einer Atombombe gemeint. Immerhin handelte es sich um eine Anschaffung fürs Leben, ja man kann ohne Übertreibung sagen, fürs Überleben.

Die Bedienung des Gerätes ist denkbar einfach. Der Verkäufer drückte auf eine kleine rote Taste, und schon begann es in meinem übers Ohr gestülpten Miniatur-Kopfhörer zu ticken. Das war aber noch kein Anlaß zur Sorge, denn rund zwanzig Knackse pro Minute sind normale kosmische Strahlung, wie mir der Fachmann verriet.

„Und wozu dient die schwarze Taste?" fragte ich den Angestellten im weißen Kittel. Er sagte: „Die drücken Sie für die ganz hohen Meßbereiche. Bei Lebensgefahr piept es!"

Welch ein hübscher Einfall, die Taste für den Ablebensbereich schwarz zu gestalten! Es wird doch eine Menge für uns getan.

Seit wann werden diese Volks-Geigerzähler produziert? Zu meinem nur geringen Erstaunen erfuhr ich, daß die Produktion im vergangenen Oktober aufgenommen wurde, also gleich nach der Wiederwahl Konrad Adenauers. Dem Hersteller kann man politisches Fingerspitzengefühl nicht absprechen.

Meine letzte Frage war: „Wie viele haben Sie bis jetzt verkauft?" Antwort: „So an die zweitausend. Momentan stockt der Absatz etwas, weil die Leute keine richtige Angst haben. Wenn erst mal wieder irgendwo eine Atombombe losgeht, gehen die Dinger gut weg."

Ein Beweis mehr für die oft gehörte Behauptung, daß Atombomben umsatzfördernd wirken.

Mit umgehängtem Strahlen-Sinnesorgan und Hörknopf im Ohr verließ ich das Geschäft und ging in ein Café, um in aller Ruhe das mitgegebene Heftchen durchzulesen, in dem die vielfältigen Anwendungsmöglichkeiten aufgeführt waren. Da stand, daß man der Milch besondere Aufmerksamkeit widmen soll, denn sie kann von Kühen stammen, die Gras gefressen haben, auf das radioaktiver Regen fiel.

Als der Kellner meinen Kaffee und ein Milchkännchen brachte, bat ich ihn, zu warten: „Ich muß die Milch erst prüfen, ob sie auch nicht tickt!" Interessiert beobachtete der Gast-Ober (das ist wörtlich zu verstehen, denn er war Italiener), wie ich das Gerät an das Milchkännchen hielt, den roten Knopf drückte, auf die Armbanduhr sah und in einer Minute bis dreiundzwanzig zählte. Dann gab ich ihm die Milch mit der Bemerkung zurück: „Ihre Milch tickt dreimal zuviel!"

Der Ober ging zum Büfett, und ich hörte, wie er dem Geschäftsführer meldete: „Herr sagt, Milch tickt!" Der Geschäftsführer sah mich durchdringend an, roch an der Milch, probierte mit einem Teelöffel und brachte höchstpersönlich ein neues Kännchen. Die umsitzenden Gäste wurden aufmerksam. War ich etwa ein beamteter Lebensmittelprüfer? Kein Gast rührte seinen Milchkaffee mehr an. Man wollte das Ergebnis der Untersuchung abwarten. Mit tiefernstem Gesicht wiederholte ich die Prozedur und zählte die Knackse in meinem Kopfhörer. Vierundzwanzig!

Obgleich ich aus der Broschüre wußte, daß ein paar Dutzend Ticks über die zwanzig gar keine Rolle spielen, wies ich die Milch wieder zurück. Mir ging es um das Prinzip, und ein Milli-Röntgen (Milli nicht im Sinne von Milch, sondern von Tausendstel) kommt schließlich zum anderen. „Ich trinke den Kaffee schwarz," sagte ich zum Geschäftsführer, „Ihre Milch tickt mir zu sehr!" Der Mann lief rot an und fragte mit gepreßter Stimme: „Was ist das für ein Apparat?" Beim Wort Geigerzähler wurde er blaß. Im ganzen Lokal echote es flüsternd: „Ein Geigerzähler ..." Der Geschäftsführer trug das Milchkännchen mit spitzen Fingern zum Büfett. Rundherum herrschte gedrückte Stimmung. Den Leuten schmeckte der Kaffee nicht mehr.

Ich behielt den Hörer im Ohr und lauschte den Strahlen aus dem Weltall, die mir alle zwei bis drei Sekunden in den Gehörgang tickten. Aufmerksam las ich in dem Heftchen und stieß auf den Satz: „Besonders wichtig ist die Kontrolle der aus der Wäscherei kommenden Wäsche!" Und warum? Sie kann in radioaktiv verseuchtem Wasser gewaschen sein.

Um nachzuprüfen, ob die Wäscherei mir vielleicht ein paar Isotope unter die Weste gejubelt hatte, drückte ich sofort das Gerät an die Brust. Nichts! Aufatmend las ich weiter: „Wir können uns mit dem Gerät dagegen sichern, daß ein zufällig verlorenes radioaktives Präparat in unsere unmittelbare Nähe gelangt und uns schädigt."

Nun weiß ich aus sicherer Quelle, daß man durch einen intensiven Strahlungsstoß mißgebildete Enkel bekommen kann. Das ist theoretisch nur zu vermeiden, wenn man das Gerät keine Sekunde aus dem Ohr läßt. Aber wer hat schon Lust, ein Leben lang die Tickerei im Ohr zu haben? Das kann kein Enkel von einem verlangen.

Der schönste Satz des Heftes stand am Schluß. Nachdem unzählige Gefahren in leuchtenden Farben geschildert waren, endete die Gebrauchsanweisung für Geigerzähler-Besitzer mit dem Hinweis: „Zu Aufregung und Panikstimmung ist in keinem Falle Grund." Trotzdem wage ich, den Beruhigungswert des Slogans „Messen heißt mehr wissen" stark anzuzweifeln. Die alte Spruchweisheit „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß" ist im Atomzeitalter sicher beherzigenswerter. Oder der schöne Satz Alfred Polgars: „Die Ahnungslosigkeit ist der einzige reine Quell irdischen Glücks."

Nach dem Verlassen des Cafés bummelte ich über den Viktualienmarkt, dessen Stand-Inhaberinnen für ihre urgesunde und aufrechte Art bekannt sind. Hier war reichlich Gelegenheit, den in der Broschüre so warm empfohlenen Lebensmittelmessungen nachzugehen.

An einem Obststand hing ein Dutzend wunderschöner Ananasse. Sicher kamen die Wohlstandsfrüchte aus dem Pazifik, wo die Atomtestpilze aus den Atollen schießen. Unter den mißtrauischen Blikken der Händlerin hielt ich den Zähler an die erste Ananas. Kein Befund. Trotzdem sagte ich: „Liebe Frau, diese Ananas hat vier Milli-Röntgen." Ungerührt raunzte sie: „Fünf Mark!"

Ich prüfte eine Frucht nach der anderen. Nirgends keine Strahlung nicht. (Man beachte die doppelte, sogenannte bayerische Verneinung.) „Ich nehme diese", sagte ich, „sie ist am wenigsten radioaktiv." Daraufhin kostete sie sechs Mark. Als ich mit der Tüte abzog und mich noch mal umdrehte, tippte sich die brave Frau im Gespräch mit ihrer Nachbarin an die Stirn. Wie recht sie hatte!

Am Stand einer Fischhändlerin hielt ich den Strahlenwarner an eine Scholle. Es tickte normal. Um das Verkaufsgespräch in Schwung zu bringen, sagte ich: „Der Fisch strahlt radioaktiv." Doch das beunruhigte die Frau überhaupt nicht. „Sehen S', so frisch ist er", antwortete sie stolz. Da gab ich den Versuch auf, die Damen vom Viktualienmarkt in radioaktive Erregung zu versetzen. Sie sind eben noch nicht strahlenbewußt, und es ist zu hoffen, daß ihnen dieser angenehme Zustand noch lange erhalten bleibt.

Anschließend ging ich mit umgehängtem Geigerzähler ins Hofbräuhaus.

Die geneigten Leser werden gebeten, meinen Mut zu bewundern: Da begibt sich ein Preuße mitten in die Bierhöhle des Bayerischen Löwen, setzt sich zwischen die Eingeborenen, hält ein Strahlenmeßgerät an den Maßkrug und sagt zur enorm kräftigen Kellnerin: „Hörnsemal, Frollein, det Bier tickt!" Die Antwort der bajuwarischen Hebe verdient, in die Annalen der deutschen Spaltung aufgenommen zu werden: „Ja mei, dös merkt halt, daß Sie a Preiß san!" Beschämt trank ich, während mein Nachbar fragte, ob der Apparat ein Prüfgerät gegen schlechtes Einschenken sei. Als ich das verneinte, interessierte ihn die Sache nicht weiter. Ich ließ den Geigerzähler samt Kopfhörer in der Manteltasche verschwinden und bestellte eine Kalbshaxe, die ganz ausgezeichnet schmeckte, obgleich ich sie nicht auf Radioaktivität geprüft hatte.

Ich habe das Gerät dann in der QUICK-Redaktion zur allgemeinen Verwendung deponiert. Die Sekretärinnen hielten den Strahlenmesser an ihre Kniekehlen, wo sich bekanntlich das radioaktive Strontium niederläßt. (Dieses Zeug weiß offensichtlich, wo es hübsch ist.) Trotzdem waren keine nennenswerten Knackse zu verzeichnen.

Im Nachrichtendienst erfuhr ich, daß an diesem Abend der Bundesluftschutzverband einen Schulungsvortrag mit

DIE MANFRED SCHMIDT REPORTAGE

dem Thema „Grundlagen im zeitgemäßen Selbstschutz" veranstaltete. Nachdem ich nun wußte, wie man Strahlen mißt, wollte ich gerne erfahren, wie man sich dagegen schützt. Denn davon stand in der Broschüre kein Wort.

Die Diensträume des Luftschutzverbandes liegen in der Kapuzinerstraße genau gegenüber dem Schlachthof. Da können die hauptamtlichen Luftschutzwarte jeden Morgen beim Prüfen der neuesten Feuerpatschen- und Löscheimer-Entwürfe beobachten, wie das Vieh zur Schlachtbank getrieben wird. Doch ich will nicht abschweifen.

An der Eingangstür hingen zwei Schilder: „Bundesluftschutzverband, Bezirksstelle I Oberbayern zweimal läuten" und „Bereichsstelle München Süd-West einmal läuten". Um Kompetenzstreitigkeiten zu vermeiden, drückte ich dreimal auf den Knopf, damit es bei denen mal richtig klingelte. Ein dicker, freundlicher Herr öffnete, begrüßte mich mit herzlichem Händedruck und half mir in dem schmalen Korridor der Altbauwohnung aus dem Mantel. So viel Höflichkeit verwunderte mich. Später erfuhr ich, daß der Luftschutzbund unter Nachwuchssorgen leidet, weil „wegen der Ressentiments und Hemmnisse der Bevölkerung als Folgeerscheinung des letzten Weltkrieges nur wenige freiwillig kommen".

Im Schulungsraum stand ein bebrillter kleiner Mann neben einer lebensgroßen angesengten Holzpuppe, die ein heldisches Gesicht und eine Feldmütze trug. Er erklärte etwa zwanzig wie Schulkinder dasitzenden Erwachsenen die Geheimnisse des Atoms. Ich habe einige Sätze wörtlich mitgeschrieben, denn dieses Wissen kann gar nicht weit genug verbreitet werden.

Der Dozent sagte: „Das Wort Atom kommt aus dem Griechischen und ist schon ein paar hundert Jahre alt." Dann wurde er präziser: „Einstein war mit seiner Forscherei so weit gekommen, daß er die Formel fand: Energie ist Masse mal Lichtgeschwindigkeit im Quadrat, also mal zwei genommen."

So einfach ist das! Einstein hätte natürlich einiges einzuwenden, aber hier handelte es sich ja um einen Kursus für das einfache Volk, für die Atombomben-Endverbraucher. Denen kommt es, wenn der Atompilz blüht, auf ein paar Stellen mehr vor dem Komma (nicht zu verwechseln mit Koma) nicht an.

Der Vortragende malte einige kartoffelartige Neutronen auf die Wandtafel, erklärte den Aufbau des Atoms und sagte: „Hätten die Forscher bei ihren Versuchen statt des nullkommasiebenprozentigen Urans ganz reines verwendet, hätten wir heute nur noch eine halbe Erdkugel." Das wäre natürlich die Ideallösung, wenn man die Trennungslinie genau berechnen könnte. Aber da müssen wir der Wissenschaft wohl noch etwas Zeit lassen.

Vierzig Minuten lang plauderte der Redner über die Atomtheorie, dann kam er endlich zur Praxis. Ein hübsches Schaubild, das mit liegenden und stehenden Strichmännchen die frappierende Wirkung einer Atombombe veranschaulichte, wurde entrollt. Dazu bekamen wir launige Erklärungen: „Sie sehen deutlich — bis auf sechzehnhundert Meter vom Explosionszentrum kommt kein Floh durch." Und: „Der tödliche Radius einer Atombombe ist nicht viel größer als die Entfernung von der Feldherrnhalle zum Siegestor."

Ein passenderer Vergleich ist wohl kaum zu finden.

Weiter: „Jede Detonation hat ihre Grenzen. Das Schlimmste an der Musik ist der Druck. Ein dünner Blütenstengel kann einem so durch den Schädel getrieben werden, daß man sich um keinen Lift zu Petrus mehr zu sorgen braucht!"

Welche Kraft der Sprache! Musik, Blütenstengel, Lift zu Petrus — dieser Mann verstand es, ein sprödes Thema reizvoll zu gestalten.

Der erste Teil des Vortrages gipfelte in dem Satz: „Mit der Atombombe ist nicht zu spaßen!"

Jeder wird zugeben, daß die Atombombe nicht in die Hände von Witzbolden gehört. Aber wie will man das in Ost und West verhüten?

Die anschließende Pause verbrachte ich auf dem Korridor. An der linken Wand hing als einziges Anschauungsmaterial ein großer Glaskasten mit der Aufschrift „Der Werdegang eines Feuerwehrschlauches". Es war ein sogenannter A-Schlauch. Nachdem ich mich an den hochinteressanten A-Schlauch-Querschnitten satt gesehen hatte, blieb mir als Lesestoff nur noch die gegenüberhängende Alkohol-im-Blut-Tabelle, die das für jede Promille-Zahl nötige Alkoholquantum aufführte. Ich habe mal gehört, daß Alkohol gut gegen radioaktive Strahlung ist. Deshalb hing hier wahrscheinlich die Tabelle. Wieviel Promille ein Luftschutzwart im Dienst haben muß, stand nicht dabei.

Dann kam ich mit dem Herrn, der mich so freundlich empfangen hatte, ins Gespräch. Auf meine Frage, was das nun eigentlich für Leute seien, die dem Unterricht mit so großem Interesse folgten, sagte er: „Es sind, das muß ich zugeben, viele Gschaftlhuber, also Wichtigtuer, dabei." Ich war froh, daß mir

Mit einem Volks-Geigerzähler versucht M. Sch. einen toten Fisch und eine lebende Fischfrau zum Ticken zu bringen.

der Luftschutzfunktionär dieses Wort aus dem Munde nahm, sonst könnte ich mich jetzt vor empörten Leserbriefen nicht retten. Sehr interessant war der Hinweis, daß beim „nächstenmal" (womit das häßliche Wort Krieg geschickt umschrieben war) die Luftschutzhilfskräfte außerhalb des Zieles untergebracht werden müßten, denn sonst könnten sie ja keine aktive Hilfe leisten. Diese Maßnahme, die natürlich ein wohldurchdachtes Abkommen mit der Gegenseite erfordert, dürfte dem Luftschutzverband viele freiwillige Kräfte zuführen.

Nach der Pause behandelte der Redner endlich den Strahlenschutz. Ein Schaubild mit einer am Boden liegenden männlichen Figur wurde an die Wand gehängt. Und da war sie wieder: die berühmte Aktentasche auf dem Hinterkopf als idealer Atomschutz. In vielen Millionen Broschüren mit dem hoffnungsfreudigen Titel „Jeder hat eine Chance" hatte sie schon vor etwa einem halben Jahr alle bundesdeutschen Haushaltun-

gen kostenlos erfreut. Ich werde allerdings den Verdacht nicht los, daß die Leder-Industrie dahintersteckt.

Der vortragende Luftschutzrat wies ausdrücklich darauf hin, daß der Abwurf von Atombomben auch für den Werfer nicht ungefährlich sei. Er sagte: „Die bei der Explosion hochgeschleuderten radioaktiven Teilchen fliegen mit dem Wind. Und wenn der sich dreht, kriegt der andere die ganze Musik selber ins Gesicht."

Man muß schon sehr unmusikalisch sein, um an dieser Ausdrucksweise keinen Gefallen zu finden. Wir Deutschen sind nun mal das Volk, das die meisten großen Musiker hervorgebracht hat. Wir sollten es nicht vergessen.

Für den Fall, daß „man die Musik selber ins Gesicht kriegt", bekamen wir wichtige Hinweise wie diesen: „Grundregel beim Strahlenschutz ist, daß alles, was Schatten wirft, schützt."

Also auch Regenschirme? Jawohl, auch Regenschirme.

Auch Zeitungspapier wurde empfohlen. Ich wagte nicht zu fragen, ob konfessionell gebundene Blätter besser schützen als andere. Ich nehme es aber als sicher an.

Gegen radioaktiven Staub riet uns der Redner zu gummierter Schutzkleidung. Er sagte: „Die Schutzkleidung ist durchscheinend und kann ruhig modisch gefärbt sein." Für die modisch interessierte Damenwelt besteht also kein Grund zur Sorge: Der wirklich letzte Schrei im Luftschutzkleid aus dem Hause Dior!

„Den radioaktiven Staub soll man nicht einatmen oder verzehren."

Nichts liegt mir ferner als das letztere.

„Bei starker Strahlung bietet eine zwanzig Zentimeter dicke Schicht gestampfter Erde ausreichenden Schutz."

Aber wer kann so etwas schon ständig mit sich herumtragen?

Sehr wichtig, wenn auch etwas verwirrend war der Rat: „Wenn ein Atomblitz aufleuchtet, sofort die Augen zumachen und ohne langes Überlegen im Hechtsprung ins nächste Haus springen!" Das dürfte nicht ohne leichte Kopfverletzungen abgehen, wenn wir auch schon seit Jahren unbestrittene Weltmeister im Augenzumachen sind. Wer nicht mit geschlossenen Augen in fremde Häuser springen will, soll sich einfach hinwerfen, und zwar „lieber zehnmal umsonst als im richtigen Moment gar nicht". Das ist eine Temperamentsfrage. Auch ist zu befürchten, daß in weltpolitischen Krisentagen ein starker Funken an der Straßenbahn-Oberleitung ein großes Durcheinander im Fußgängerverkehr anrichtet. Aber das wird die Praxis lehren bzw. hoffentlich nicht.

Man soll sich, so sagte der Lehrer, in Gefahrenzeiten stets in der Nähe irgendwelcher Löcher aufhalten, in die man schnell hinein kann. Ich würde vorschlagen, in solchen Zeiten alle Kanaldeckel offenzulassen, denn es ist eine viel zu wenig bekannte Tatsache, daß in Hiroshima das Kanalnetz völlig unbeschädigt blieb.

Und damit wären wir bei den Schutzräumen. Die Wichtigkeit dieser kostspieligen Einrichtungen wurde mehrfach betont, denn „darin muß man warten, bis die Strahlen sich verstrahlt haben". Das erfordert einige Geduld. Wenig später hieß es nämlich: „Manche Strahlen halten sich Millionen von Jahren."

Am Schluß seines lichtvollen Vortrages sagte der Redner zusammenfassend: „Als mir jemand alle diese Weisheiten zum erstenmal erzählte, dachte ich: Der spinnt."

Auch ich hörte die Weisheiten zum erstenmal und hatte denselben Eindruck. Und weil ich nicht ein zweites Mal hingehe, dürfte es sich um einen bleibenden handeln.

Abschließend möchte ich bemerken: Wer diesen Bericht lustig fand, hat die Nerven, die nötig sind, um dem Atomzeitalter ruhig ins strahlende Auge zu sehen. Auch wenn's im Geigerzähler piept.

KREUZWORTRÄTSEL

1	2	3	4	5	6			7	8	9		10	11	12		13		14
15							■	16			■	17					■	
18						■	19				20		■		■	21		
		■	■	22		23				■	24		■	25	26		■	
27		28	■		■	29			■	30		■	■	31				
	■	32	33			■	34				■	35	36	■			■	■
37	38				■	39			■	40	41							42
43				■	44				■	45				■	46			
	■	47		48			■	■	49			■	50	51	■		■	
52	53					■	54	55				■	56		57		58	
■	59								■	60				■		■	61	
62					■	63						■	64					

Waagerecht: **1.** arabische Märchensammlung, **15.** griechische Jagdgöttin, **16.** nordische Münze, **17.** Männername, **18.** Strauchfrucht, Mehrz., **19.** Zeitbegriff, **21.** nordische Gottheit, **22.** Tennisschläger, **24.** Auerochs, **25.** Höhenzug bei Braunschweig, **27.** jugoslawische Insel, **29.** afrikanische Kuhantilope, **30.** Feldmaß, **31.** niedersächsischer Dichter, **32.** Liebesgott, **34.** Halbinsel zwischen dem Schwarzen und Asowschen Meer, **37.** chemisches Element, **39.** Nordlandtier, **40.** Geringfügigkeit, **43.** Spaltwerkzeug, **44.** deutscher Schriftsteller († 1958), **45.** vorderasiatisches Hochland, **46.** lebenswichtige Getreidepflanze, **47.** Denklehre, **49.** griechischer Buchstabe, **50.** Präposition, **52.** Gewebe aus Flachsfasern, **54.** Säugetier in den Sumpfwäldern Südamerikas, **56.** der Knalleffekt eines Witzes, **59.** niedriger Sportrennschlitten, **60.** Vegetationsinsel in der Wüste, **61.** französisch: man, **62.** Lage, Situation, **63.** das Morgenland, **64.** männlicher Vorname.

Senkrecht: **1.** Sakramentshäuschen, **2.** Kampfbahn, **3.** Mutter der Kriemhild, **4.** persisches Längenmaß, **5.** bedeutender amerikanischer Dichter († 1882), **6.** Mädchenname, **7.** Nachtmusik, **8.** alte kleine Münze, **9.** Flur im Bauernhaus, **10.** Meeresuntiefe, **11.** persönliches Fürwort, **12.** Strom in Afrika, **13.** Baumeidechse, **14.** Papierbeutel, **19.** Schnürband, **20.** Tonart, **23.** Kilogramm, abgekürzt, **26.** Vorratsraum, **28.** Kirche mit hohem Mittelschiff, **30.** Ehrgeiz, Streben, **33.** Südfrucht, Mehrz., **35.** türkischer Titel, **36.** Teil des Priestergewandes, **38.** Skatausdruck, **39.** sagenhafter Riesenvogel, **41.** höchster Berg der Türkei, **42.** Konzentrat, **44.** Sprengkörper, **48.** Zahlungsmittel, **51.** Nordost, abgekürzt, **53.** lateinisch: ist, **54.** Einfahrt, **55.** Ruinenstadt in Armenien, **57.** geisteskrank, **58.** Klang, Laut.

SILBENRÄTSEL

a — a — a — aus — bak — bart ben — cha — char — ci — de — de — del — der — dhu — dec — dolf — e — e — e — en — er — fach — gei — gel — gleich — gue — ha — heid — her — holz — i — il — ke — la — lan — len — let — lin — lu — ly — me — na — na — ni — on — on — ra — ra — rak — ran — ri — rich — rou — sa — si — si — si — si — sol — stein — sten — ta — ta — ta — ta — tät — te — te — tel — ter — to — tus — u — ul — um — um — ven — ver — vi — wal — zen

Aus vorstehenden Silben bilde man 27 Wörter, deren erste und letzte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Gottfried Keller ergeben:

1. Erscheinung, 2. Vorspiegelung, 3. eine der Musen, 4. Landschaft in Südfrankreich, 5. soziale Maßnahme, 6. Land der Seligen (griech. Sage), 7. Heldin einer Wagner-Oper, 8. Rollengattung für Schauspieler, 9. deutscher Dichter, 10. Nutzpflanze, 11. Falkenvogel, 12. italien. Univ.-Stadt, 13. männl. Vorname, 14. Lehranstalt, 15. Urkunde, Grundgesetz, 16. Niederschlag, 17. röm. Geschichtsschreiber, 18. hartes Edelholz, 19. indischer Heiliger, 20. Jahrhundertfeier, 21. männl. Vorname, 22. Trauerspiel von Grillparzer, 23. Heerführer im 30-jähr. Krieg, 24. weibl. Vorname, 25. Glücksspiel, 26. hellbraune Wolfsspinne, 27. Verwandte.

LIEBENSWERTER VERFÜHRER

Wanderfahrt — Sprühlicht — Beingips — Mostdiele — Morsezeichen — Ostindien — Adlerauge — Strauchdieb — Ehemänner — Bieranstich — Mindaszy — Duden — Maskenbildner — Beginn — Tannenwald — Koran — Dieffenbach — Trauer — Nimmersatt — Vergeltung — Bedacht — Küchenschaben.

Diesen Wörtern entnehme man vier zusammenhängende Buchstaben (dem letzten fünf), die, hintereinander gelesen, einen Aphorismus ergeben.
(ch = 1 Buchstabe.)

KREUZWORTRÄTSEL

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
11				12					
13					14				
15	16				17	18			19
20				21		22	23	24	
25					26				
27			28	29			30	31	
32		33			34		35		
36	37		38		39			40	41
42			43			44	45		
46				47				48	
49				50			51		

Waagerecht: **1.** mit Fähnchen geschmückter Wurfstab, **11.** Opernlied, **12.** erstes Auftreten, **13.** tierische Entwicklungsstufe, **14.** Getreide, **15.** herabstürzende Schneemasse, **18.** Umschlagtuch, **20.** sehr wirksam, **24.** Skatausdruck, **25.** Ruderboot, **26.** berühmter Geigenbauer, **27.** Anklagezustand, **29.** röm. Gruß, **30.** Ansturm auf die Banken, **32.** Metallfaden, **34.** Altes Testament (abgek.), **35.** Europäer, **36.** Nebenfluß der Donau, **38.** Landkartenband, **40.** Flächenmaß, **42.** Schwur, **43.** Schiefer, **44.** Gebetsstunde, **46.** Fisch, **47.** Benachteiligung, **49.** weibl. Vorname, **50.** Atmosphärenüberdruck (abgek.), **51.** Mineral.

Senkrecht: **1.** heiteres Bühnenspiel von Anouilh, **2.** Papagei, **3.** sanskrit.: völlige, selige Ruhe, **4.** Wahlspruch, **5.** paradies. Garten, **6.** Rotwild, **7.** Sumpfvogel, **8.** Amphibie, **9.** bestimmte Formulierung, **10.** griech. Göttin der Verblendung, **16.** Angehöriger eines indogerman. Sprachvolkes, **17.** Keimzelle, **19.** Strick, **21.** gezogener Wechsel, **22.** tschechischer Komponist, **23.** griech. Göttin der Anmut, **26.** amerik. weibl. Vorname, **28.** Muse, **31.** chem. Grundstoff, **33.** südamerikan. Gebirge, **37.** afrikan. Strom, **39.** Helligkeit, **41.** alte berühmte Zirkusfamilie, **45.** feierl. Gedicht, **47.** Summa (abgek.), **48.** pers. Fürwort.
(ch = 1 Buchstabe.)

BESUCHSKARTEN-RÄTSEL

KIKI RONTE
EMS

Der Beruf dieser Dame setzt sich aus den Buchstaben ihrer Karte zusammen. Was ist sie?

AUFLÖSUNGEN AUS NR. 14

KREUZWORTRÄTSEL: *Waagerecht:* 1. Fred Raymond, 9. Leiste, 13. Aehre, 14. Ase, 15. Aisne, 16. Nero, 17. Anstifter, 19. San, 21. Flehen, 22. Keda, 23. Basalt, 25. Ster, 26. Ire, 28. Amme, 30. Bein, 32. ein, 35. Mal, 36. Nurse, 38. Scheich, 40. Brillant, 43. er, 44. El, 45. Glas, 46. Echo, 47. Ana, 48. rar, 50. le, 52. Adel, 53. Snob, 54. Emu, 55. Aktuar, 57. sec, 58. Leo, 60. Monza, 62. Rate, 64. Elen, 66. in, 68. Adele, 70. Bart, 71. Igel, 72. Sem, 73. Maere, 75. Eger, 76. Arie, 78. Darling, 80. arg, 81. Gin, 82. Limit, 84. Farn, 85. Ia, 87. Stil, 89. Lee, 91. da, 92. Teer, 93. Sehnen, 95. Elfe, 97. Kokos, 98. Idiot, 99. Itala, 100. Strebe, 101. Eskorte, 102. ok. — *Senkrecht:* 1. Fanfare, 2. reell, 3. Ehre, 4. Drohne, 5. re, 6. Maske in Blau, 7. Ostern, 8. Neid, 9. Liebe, 10. Esra, 11. Sesam, 12. Ernte, 17. Ansbach, 18. Faisal, 20. Almosen, 24. Salut, 27. Rolle, 29. Inch, 31. Annonce, 33. Islam, 34. Girlande, 35. miserabel, 37. Erato, 39. EG, 41. Radar, 42. Achse, 44. Eremitage, 47. Ableger, 49. Rum, 51. Ekzem, 56. Tal, 57. Serenade, 59. Energie, 61. Oase, 63. Tarif, 65. Liga, 67. Neri, 69. Email, 74. Arterie, 77. Insekt, 79. Gral, 82. Linse, 83. Ile, 86. Arrak, 88. Thor, 90. Epos. 92. Tete, 93. SOS, 94. nie, 96. fit.

SILBENRÄTSEL: 1. Weissbuche, 2. Ingeborg, 3. Eispickel, 4. Havanna, 5. Elritze, 6. Radieschen, 7. Ragaz, 8. Liliput, 9. Island. 10. Cherubini, 11. Lore, 12. Epiphanias, 13. Umberto, 14. Chopin, 15. Tropen, 16. Eloge. 17. Turgenjew, 18. Mahagoni, 19. Infamie. 20. Rebell, 21. Dilemma, 22. Irrwisch, 23. Effekt, 24. Nadelgeld, 25. Amati, 26. Tolle. 27. Umlauf, 28. Real, 29. Watteau, 30. Inventar. — „Wie herrlich leuchtet mir die Natur, wie glänzt die Sonne, wie lacht die Flur."

FRÜHLINGSBOTSCHAFT: Die Welt wird schöner mit jedem Tag, man weiß nicht, was noch werden mag, das Blühen will nicht enden.

JACQUES OFFENBACH: Saladin, Atheist, Indien, Orakel, Ararat, Kuckucksei, Audion, Kabale, Heroin, Andernach. — „Die Kreolin."

ÖSTERREICHISCHER DICHTER: Grillparzer, Beamter, Wien, Sappho, Medea Libussa, Weh' dem, der luegt, Der arme Spielmann, Ein treuer Diener seines Herrn.

FÜLLRÄTSEL: 1. Anekdote, 2. Oleander, 3. Unglück, 4. Badeente, 5. Roderich, 6. Seemeile, 7. Herkules, 8. Erlangen. — „Algerien."

Der QUICK-Krimi
von Harrison Judd

Soll ich der Henker sein?

✱ DIE NACHT VOR DER HINRICHTUNG ist die schwerste Nacht im Leben von Professor Griffith. Zusammen mit Sergeant Cole erwartet er in einem Motel den Morgen. Sie beide sollen Zeugen sein, wenn ein Mann, „ihr" Mann, in die Gaskammer geht.

✱ ALLES BEGANN SO HARMLOS an einem Sommerabend in Los Angeles. Griffith kam aus seiner Schule heim. Da sah er einen Mann an der Tür des unbewohnten Nachbarhauses . . . Noch nie hatte er ihn gesehen — und nie würde er ihn vergessen, sein grauenhaft verzerrtes Gesicht.

✱ ODER HATTE ER GESPENSTER GESEHEN? Die Nacht verschluckte den Fremden — aber der Tag brachte ihn wieder zurück: Man fand sein Opfer, die kleine Kitty Dorgan. Bestialisch ermordet.

✱ KEINE SEKUNDE ZÖGERTE GRIFFITH, sich der Polizei zur Verfügung zu stellen. Aber würde man den Mörder finden? Und — würde er ihn auch wiedererkennen? Plötzlich war Griffith zum Kronzeugen für Sergeant Cole geworden. Die Jagd nach dem Mörder begann — sie begann mit Coles Besuch bei den unglücklichen Eltern der kleinen Kitty . . .

In dem kleinen Wohnzimmer der Dorgans war es totenstill. Draußen vor den Fenstern wölbte sich blau und leuchtend der kalifornische Sommerhimmel. Sonnenstäubchen tanzten über den einfachen, aber nett und liebevoll zusammengestellten Möbeln. Gedämpft klangen die Geräusche der Siedlung herein: Das Quietschen bremsender Autos. Gespräche zweier Frauen aus dem benachbarten Reihenhaus. Kinderlachen.

Kinderlachen . . .

Bei den Dorgans war das Kinderlachen verstummt. Seit heute morgen. Seit man die kleine Kitty gefunden hatte: ermordet.

Wenn Sergeant Casey Cole von der Mordkommission Los Angeles-West etwas haßte, so war es dies: bei der Familie des Opfers herumsitzen und sie ausfragen zu müssen.

Aber die Fragen mußten sein, auch wenn sie der verzweifelten Mutter ins Herz schnitten und den verstörten Vater um den letzten Rest seiner Haltung brachten.

„Glauben Sie, daß Kitty ihren Mörder g e k a n n t hat?" fragte Cole. „Daß sie vielleicht freiwillig mit ihm ging? Oder in seinen Wagen stieg?"

Die Hände von Mrs. Dorgan krampften sich um die Sessellehne:

„Ich kann es mir nicht denken, Sergeant! Ich kann es nicht glauben!"

„Sie haben mir doch gesagt, daß Ihre kleine Tochter niemals mit einem Fremden gegangen wäre."

„Ja. Das stimmt. Aber daß sie von einem Bekannten ... Nein! Jeder, der unsere Kitty kannte, mochte sie gern. Bestimmt hätte ihr keiner etwas zuleide getan. Unmöglich."

„Können Sie mir sagen, wann Kitty gestern abend von zu Hause wegging?"

„So gegen halb acht. Gleich nachdem sie mir beim Abwaschen geholfen hatte. Sie sagte, Trixie Maxwell — eine Schulfreundin von ihr — würde mit ihren Rechenaufgaben nicht fertig. Kitty ging zu Trixie, um ihr zu helfen."

„Wissen Sie, wann sie bei dieser Trixie ankam?"

„Ja. Sogar sehr genau", sagte jetzt Vater Dorgan. „Kitty rief uns an; weil sie ihre fertige Rechenaufgabe hier liegengelassen hatte. Aber dann besann sie sich anders: Sie wollte die Aufgabe noch mal ausrechnen, wir sollten sie ihr nicht hinbringen."

„Kitty war sehr flink im Rechnen", sagte seine Frau.

„Und wann ging sie von Trixie weg?"

„Viertel vor zehn rief ich dort an, ich wollte Kitty Bescheid sagen, daß mein Mann sie abholt."

Dorgan nickte. „Wir wollten nicht, daß sie nachts allein auf der Straße war." Er sprach so leise, daß Cole sich vorbeugen mußte, um ihn zu verstehen.

„Sie war bereits weggegangen", sagte Mrs. Dorgan. „Vor fünfzehn bis zwanzig Minuten."

Cole sah den Vater an. „Haben Sie nach ihr gesucht?"

„Ich bin eine ganze Stunde lang durch alle in Betracht kommenden Straßen gefahren. Ich hatte ein so sonderbares Gefühl — deshalb suchte ich ja immer weiter. Wahrscheinlich bin ich sogar an . . . an dem Haus vorbeigefahren."

„Sind Sie sicher, daß Sie dort vorbeigefahren sind?"

„Nein. Ganz sicher bin ich nicht. Nach all diesem Schrecklichen erinnere ich mich nicht mehr so genau. Aber zu denken, daß ich vielleicht ganz nahe war, während mein Kind . . ."

„Niemand weiß, wo Kitty zu dieser Zeit war, Lieber." Mrs. Dorgan legte ihre Hand auf die ihres Mannes. „Es war nicht deine Schuld — und nicht meine. Bitte, quäl dich jetzt nicht noch mehr."

„Wenn mir dieses Ungeheuer in die Hände fällt ..."

„Bitte, Daddy, wir können der Polizei nur helfen, wenn wir klaren Kopf behalten." Sie wandte sich an Cole. „Haben Sie wirklich schon etwas herausgefunden, Sergeant?"

„Wir haben eine Beschreibung des Täters. Und einen Zeugen, der ihn identifizieren kann."

„Es ... es muß doch ein Geisteskranker sein — nicht wahr?"

Auf jeden Fall wird er sterben, wenn wir ihn erwischen! dachte Cole.

Auf der Kommode stand ein Foto von Kitty; eines dieser billigen Paßbildchen, wie sie Vorstadtfotografen in ein paar Minuten machen. Aber selbst auf diesem Bild war zu erkennen, was für ein reizendes Kind sie gewesen war.

In dem Gesicht des Kindes auf der Fotografie lag die Heiterkeit der Mutter und die Verhaltenheit des Vaters. Was für ein bezauberndes Mädchen wäre sie geworden — wenn nicht ...

Sergeant Cole stand auf.

„Wir werden auch die geringste Spur sofort weiterverfolgen. Natürlich ist es kein Trost für Sie — aber ich garantiere Ihnen, daß keiner von uns ruhen wird, bis das Scheusal, das Ihr Kind getötet hat, hinter Schloß und Riegel sitzt."

„ ... ehe er so etwas noch einmal tun kann", ergänzte Mrs. Dorgan. „Gebe Gott, daß es Ihnen gelingt."

Cole fuhr einige Straßen weiter, in die Gegend, wo Kitty voraussichtlich entführt worden war.

Vier Detektive waren dort schon unterwegs. Sie führten den undankbaren Kleinkram durch, der die Grundlage aller kriminalistischen Nachforschungen ist. An jeder Haustür klingelten sie und stellten ihre Fragen.

„Na, schon irgendwas gefunden?" fragte Cole.

DiNunzio, ein Kriminalbeamter italienischer Abstammung, deutete auf ein kleines Zweifamilienhaus:

„Der kleine Bobby Mallon, ein fünfjähriger Junge, behauptet, er habe Kitty in einen Wagen steigen sehen."

„Fünf Jahre alt ..." Cole schüttelte den Kopf.

„Ist ein heller Junge, Sergeant."

„Genausogut kann Bobby sich seine Story ausgedacht haben, DiNunzio!"

Trotzdem klingelte er bei den Mallons.

Mrs. Mallon, eine hübsche Blondine, öffnete.

„Ihr Beamter hat mir schon gesagt, daß Sie vorbeikommen würden, Sergeant. Hoffentlich hat unser Bobby das alles nicht bloß geträumt. Er macht sich

Soll ich der Henker sein?

eigentlich sonst nicht wichtig — aber Sie wissen ja: Kinder sind eben Kinder."

„Ich würde ganz gern das Zimmer sehen, von wo der Junge Kitty beobachtet haben will."

„Natürlich. Bobby ist gerade oben. Ich habe ihn hierbehalten, weil ich mir dachte, daß Sie ihn vielleicht sprechen wollen. Er ist ein braver Junge. Er lügt sonst nicht, und ist für sein Alter sehr intelligent."

Cole stellte das gleiche sofort bei seinem Eintritt in das Kinderzimmer fest. Der kleine Junge legte das Plastikflugzeug, mit dem er gerade gespielt hatte, beiseite und kam mit ernsten Augen auf ihn zu — eine Miniaturausgabe seiner hübschen Mutter.

„Das ist Sergeant Cole, Bobby", sagte Mrs. Mallon. „Er möchte gern, daß du ihm zeigst, von wo aus du Kitty gesehen hast."

„Ja", sagte Bobby „Hier — von *dem* Fenster aus."

Cole ging mit dem Jungen zu dem Fenster hinüber.

„Da", Bobby zeigte auf eine Stelle, zwei Häuser weiter. Eine Laterne stand dort — also mußte man auch abends genug sehen können.

„Wieviel Uhr war es denn?" fragte Cole.

„Weiß nicht. Mit der Uhr kenne ich mich nicht so aus. Im Fernsehen war gerade der komische Film, und ich hätte eigentlich schon im Bett sein müssen."

„Er meint den Trickfilm über die Steinzeitmenschen", sagte Mrs. Mallon. „Er hat unser altes Fernsehgerät in seinem Zimmer und dreht es manchmal an — auch wenn er nicht soll."

„Die Sendezeit kann ich mir geben lassen", sagte Cole. „Und du warst direkt hier am Fenster, Bobby?"

„Ja, Sir. Ich bin hier gesessen, weil ich noch nicht ins Bett wollte."

„Jetzt erzähle mal genau, was du gesehen hast."

„Die Kitty kam aus dem Haus von der Trixie heraus."

„Du kennst Kitty?"

„Klar. Ich war doch schon oft mit ihr zusammen."

„Gut. Also — wie war es?"

„Sie ist in das Auto gestiegen."

„Hast du sehen können, wer im Auto saß?"

„Nö."

„Wie ging das vor sich? Ist sie einfach zum Auto hingegangen und eingestiegen?"

„Ja."

„Ging sie direkt auf das Auto zu? Oder ging sie an dem Auto vorbei — und irgend jemand hat ihr vielleicht etwas zugerufen?"

„Ich glaube, so war's." Er überlegte. „Ja", sagte er dann.

„Bobby, kennst du dich in den verschiedenen Automarken aus?"

„Daddy hat einen Chevy."

„War das Auto, das du gesehen hast, auch ein Chevrolet?"

„Nein, größer."

„Ein neues Auto?"

„Es hatte Schwanzflossen. Das hab ich genau gesehen. Große Schwanzflossen."

„War es dunkel oder hell lackiert?"

„Dunkel."

„War es ein offenes Auto? Weißt du — mit offenem Verdeck?"

„Wie Daddys Auto."

„Mein Mann hat eine viertürige Limousine", erklärte Mrs. Mallon.

Cole legte dem Jungen die Hand auf die Schulter.

„Noch etwas, Bobby: Hat Kitty die Autotür selbst aufgemacht? Oder hat jemand im Auto die Tür für sie aufgehalten?"

„Weiß ich nicht."

„Okay, Bobby, das hast du fein gemacht. Behalte alles schön im Gedächtnis, was du mir erzählt hast." Er strich ihm über das helle Haar. „Ein cleverer kleiner Bursche", sagte Sergeant Cole, als er neben Mrs. Mallon die Treppe hinunterging. „Er kann für uns sehr wichtig werden."

„Hoffentlich können wir Ihnen helfen, Sergeant. Wir wollen das alle. Im übrigen: Bobby hat natürlich keine Ahnung, was mit Kitty passiert ist. Er hat also keinen Grund, sich wichtig zu machen."

„Den Eindruck macht er auch nicht, Mrs. Mallon." Er bedankte sich und fuhr in sein Büro zurück.

Während er einen ausführlichen Bericht über die bisherigen Ergebnisse tippte, wurden die ersten Abendzeitungen hereingebracht.

Alle berichteten so ziemlich das gleiche: Daß es bis jetzt nicht den geringsten Hinweis auf die Identität des Mörders gebe und die Untersuchung am Tatort völlig ergebnislos verlaufen sei.

Diese Berichte waren nicht gerade dazu angetan, Steuer zahlende Bürger hell zu begeistern — aber sie paßten genau in Coles Plan: Derartige Nachrichten würden den Mörder in Sicherheit wiegen — hoffentlich so sehr, daß er aus seiner Reserve herausging.

Und das war es, was Sergeant Casey Cole im stillen hoffte.

*

Es dämmerte schon stark, als Cole wieder vor dem Mordhaus stand. Er hatte den Wache stehenden Kriminalbeamten nach Hause geschickt — denn

Der Scheich griff tief in die Tasche: 20 (zwanzig) Nelken bestellte er für die Hochzeitstafel...
Lesen Sie
Heidi Dichters Bekenntnisse
Seite 30

für das, was er vorhatte, konnte er keinen Zeugen brauchen.

Er hatte sich die Lage der Räume im Erdgeschoß so gut gemerkt, daß er seinen Weg im Dunkeln fand.

An der Stelle, wo man Kittys Leiche gefunden hatte, blieb er stehen, zog ein schmales Päckchen aus der Tasche und öffnet es vorsichtig.

Die Mordwaffe — das Messer mit dem altmodischen, rotgelben Griff.

Ohne es zu berühren, mit Hilfe des Papiers, schob Cole das Messer unter den Heizkörper — bis ganz zur Wand. Es mußte genauso aussehen, als hätte man die Mordwaffe bei der Durchsuchung des Hauses nicht gefunden.

Fünf Minuten später klingelte er am Nachbarhaus, bei Professor Griffith.

Er hatte Glück, Grace Griffith öffnete ihm selber.

In den engen, gelben Hosen und dem gleichfarbenen Pullover sah sie noch hübscher aus als am Morgen. Und sie freute sich über Coles Besuch.

„Ich habe mir den ganzen Tag Gedanken gemacht, ob Sie wohl mit Ihren Nachforschungen weitergekommen sind. Oder darf man so etwas nicht fragen?"

„Sie dürfen nicht nur fragen — Sie dürfen mir sogar dabei helfen. Ich möchte nämlich von einem Ihrer Fenster aus das Nachbarhaus beobachten."

„Das kann ich Ihnen wohl kaum abschlagen." Grace lächelte ihn an. „Sonst ziehen Sie irgendeinen Befehl aus Ihrer Tasche und zwingen mich dazu. Also sage ich lieber gleich: Genehmigt, Sergeant Cole!"

„Danke."

„Soll ich so lange weggehen? Mein Vater ist noch in seiner Schule."

„Weggehen? Nein, im Gegenteil. Ich

freue mich, wenn Sie dableiben. So ein Beobachtungsposten kann die langweiligste Sache der Welt sein."

Die Veranda lag im Halbdunkel — ein ideales Versteck. „Wir dürfen nur kein Licht machen", sagte Cole.

Grace knipste den Lichtschalter im Wohnzimmer aus und ging zu ihm hinaus. Sie setzte sich in einen Korbsessel, und Cole zog seinen Stuhl neben sie. Auf diese Weise hatten sie die Vorderfront des Nebenhauses direkt im Blickfeld.

„Einiges haben wir schon in Erfahrung gebracht", sagte Cole. „Man hat Kitty in einen Wagen steigen sehen. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß sie den Fahrer dieses Wagens kannte und volles Vertrauen zu ihm hatte."

„Das arme Mädel."

„Außerdem haben wir ein Messer gefunden. Drüben auf dem Fußboden. Gewisse Umstände, die mit dem Messer zusammenhängen, könnten uns helfen, den Mörder zu überführen, wenn wir ihn erst mal gefunden haben."

„Aber, Sergeant, alle Zeitungen haben doch geschrieben, man hätte bis jetzt nicht den geringsten Anhaltspunkt?"

„Stimmt. Wir haben die Reporter gebeten, uns diesen Vorsprung zu geben. Ich hoffe, der Mörder bekommt es mit der Angst zu tun, weil er annehmen muß, daß sein Messer noch am Tatort liegt. Vielleicht wird er versuchen, es zu holen. Deshalb bin ich hier."

„Darf ich etwas fragen?"

„Natürlich."

„Sind Sie wirklich sicher, daß der Täter die kleine Kitty Dorgan kannte?"

„Nicht ganz. Wir haben den Hinweis mit dem Auto von einem fünfjährigen Jungen. Ein sehr aufgeweckter Bengel — aber eben doch erst fünf Jahre alt. Auf alle Fälle brauchen wir noch mehr Beweismaterial."

„Und mein Vater?"

„Er ist unser Kronzeuge. Meine große Hoffnung."

„Der Mörder muß bestraft werden, das steht fest. Trotzdem: Ich wäre froh, wenn außer meinem Vater noch ein anderer Zeuge den Mörder überführen könnte! Vater ist nicht der richtige Mann für so etwas. Er ist zu weich. Er macht sich viel zuviel Gedanken."

Cole sagte nichts. Er hatte selbst schon gemerkt, daß Griffith nicht gerade darauf brannte, als Zeuge aufzutreten.

Grace lehnte sich zurück. Sie schwiegen eine Weile und beobachteten dabei die Auffahrt des Nachbarhauses.

„Wie lange wollen Sie warten, Sergeant?"

„Bis er auftaucht. Meiner Ansicht nach muß das bald geschehen. Ich halte ihn für einen intelligenten Menschen, der sich darüber klar ist, was ihm am meisten gefährlich werden kann: das Messer."

„Und das, was Vater beobachtet hat."

„Ja, das auch. Aber wenn der Kerl raffiniert ist, wird er die Aussage Ihres Vaters in Kauf nehmen: Man braucht nämlich *zwei* Zeugen, um einen Menschen einwandfrei zu identifizieren."

„Ich bin neugierig, ob Vater ihn sofort wiedererkennt."

„Er scheint seiner Sache sehr sicher zu sein."

„Das schon. Und sobald er seiner Sache nicht mehr so sicher ist, wird er das auch sofort zugeben. Es muß schrecklich gewesen sein, das Gesicht dieses Mannes. Es hatte ihn so aus der Fassung gebracht, daß er sogar Angst um mich hatte, als ich das Stück von der Garage zum Haus rüberging. Daraus können Sie ersehen, wie durcheinander er war."

Cole nickte. „Das glaube ich gern. Wenn wir den Kerl haben, werden wir ihn derartig in die Zange nehmen, daß er einfach gestehen muß. Sexualverbrecher sind meistens Schwächlinge."

Danach schwiegen sie wieder eine Weile. Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach. Grace wollte einen Cocktail mixen, aber Casey wehrte ab. Lust hatte er schon — auch auf eine Zigarette — aber jetzt war nicht der richtige Augenblick dafür. Um sich etwas abzulenken, fing er wieder ein Gespräch an.

„Sie arbeiten bei der Waverly National Bank?" ➡

Soll ich der Henker sein?

„Ja."

„Schon lange?"

„Seit sieben Jahren — seit ich aus der Schule bin. Ich bin Sekretärin des Vize-Präsidenten, der Testamente, Jahresrenten und ähnliches unter sich hat. Fragen Sie mich dienstlich?"

„Nein, ich möchte mich gern ein bißchen privat mit Ihnen unterhalten. Es will mir nur nicht so recht gelingen."

„Aber warum nicht? Wir können ja nicht stundenlang dasitzen und schweigen."

„Eben. Arbeiten Sie gern auf der Bank?"

„Sehr gern. Und ob Sie Ihren Beruf mögen, brauche ich gar nicht erst zu fragen."

Er lachte im Dunkeln leise vor sich hin. „Ich mag meine Arbeit wirklich. Ich wollte nie etwas anderes werden. Der Korea-Krieg kam dazwischen — aber nach meiner Entlassung ging ich sofort zur Polizei."

„Sie sind bestimmt ein sehr tüchtiger Kriminalbeamter."

„Es ist doch so, Miss . . . darf ich Sie Grace nennen? Ich heiße Casey."

„Natürlich, Casey."

„Danke, Grace. Es ist doch so: Wenn ich an einem Fall wie diesem hier arbeite, dann wird mir jedesmal klar, wie wichtig unsere Arbeit ist."

„Wichtig, gefährlich und aufregend."

„Aber sie imponiert natürlich niemand."

„Nanu? Ein guter Polizeibeamter imponiert einem immer. Und wenn man ihn braucht, ganz besonders."

„Aber wenn man verhaftet wird?" fragte er lächelnd ... „Bei einer Bank ist es sicher ähnlich: Braucht man Geld oder finanzielle Hilfe, dann wird ein Bankangestellter die wichtigste Person. Es kommt immer darauf an, wie man eine Sache sieht."

„Ich finde das Warten hier schrecklich aufregend."

„Jetzt noch, ja. Aber bald wird das anders. Dieses nächtliche Lauern ist der langweiligste Teil unseres Berufes. Ich bin froh, daß ich jetzt nicht allein hier sitze. Manchmal dauert so etwas —"

Er stockte. Grace starrte mit ihm ins Dunkel.

Drüben kam jemand die Straße herauf.

Cole beugte sich vor. Und dann sahen er und Grace einen Mann, der schnell an dem Nachbarhaus vorbeiging, ohne auch nur einen Blick darauf zu werfen.

Kaum hörbar pfiff Cole vor sich hin.

„Haben Sie das bemerkt? Gestern nacht ist dort ein Mord verübt worden. Alle Leute hier in der Gegend wissen das. Jeder würde unwillkürlich einen Blick auf das Haus werfen. Der Bursche eben hat es nicht getan. Ganz bewußt nicht getan! Ich möchte wetten, daß er noch mal zurückkommt."

„Heißt das, daß Sie auf ihn schießen wollen?"

Er behielt die Straße vor dem Haus genau im Auge.

„Erschießen werde ich ihn bestimmt nicht. Für ihn gibt es nur eines — die Gaskammer."

Da kam der Mann zurück.

Er ging direkt an einer Straßenlaterne vorbei, die zwar sehr dekorativ wirkte, aber nur spärlich Licht gab. Trotzdem konnte Sergeant Cole feststellen, daß der Unbekannte etwa einssiebzig groß war. Er *konnte* also der Mann sein, den er suchte. *Konnte* . . .

„Grace", er flüsterte es. „Die alte Frau, der das Haus gehörte, hat es ihren Verwandten vermacht?"

„Ja."

„Wer hat einen Hausschlüssel dazu?"

„Ich glaube, ich habe es heute früh schon angegeben: unsere Bank. Sie verwaltet das Haus. Genau wie andere auch. Alle diese Häuser sind abgeschlossen."

„Ja, ich weiß, ich weiß. Und ich habe es ja von Anfang an gesagt: Der Mörder muß einen Schlüssel gehabt haben."

„Die Schlüssel solcher Häuser werden in der Bank abgegeben. Alle Schlüssel. Sie liegen, mit Schildern versehen, in einem Safe."

Cole unterdrückte einen Seufzer. „Schauen Sie, der Mann geht vorbei. Es war aber derselbe von vorhin! Kann es einer Ihrer Nachbarn sein?"

„Er kam mir irgendwie bekannt vor — sein Gang wenigstens. Sein Gesicht habe ich leider nicht gesehen."

„Dann war's wahrscheinlich doch ein Nachbar, der vor dem Schlafengehen noch frische Luft schöpfen wollte." Resigniert lehnte Cole sich in seinem Sessel zurück. „So ist es meistens. Hundert Menschen muß man beobachten, bis endlich der Richtige kommt."

„Und was tun wir jetzt?"

„Warten. Polizeileute warten ihr halbes Leben lang auf irgend etwas. Vielleicht kommt unser Freund noch einmal zurück. Wäre ja möglich."

„Ich kann Ihnen inzwischen genau sagen, wieviel Uhr es ist — ohne auf die Uhr zu sehen, Casey."

„Aha — weil im Haus gegenüber jemand das Licht ausgemacht hat?"

„Natürlich — einem Polizisten kann man mit nichts imponieren. Der merkt alles. Ja: Die Spanners vis-à-vis machen immer genau um zehn Uhr das Licht aus."

„Vielleicht hat das Licht den Mann irritiert? Himmel, Grace — ja, das könnte es gewesen sein! Er *kann* doch nicht länger warten. Er *muß* das Messer holen. Er *muß* zurückkommen . . ."

„Die Hintertür!" Es war wie ein unterdrückter Schrei. „Vielleicht benützt er die Hintertür!"

„Natürlich!" Cole hatte seinen Stuhl zurückgestoßen. „Los! Er müßte noch dort . . ."

Durch das dunkle Wohnzimmer stürzten sie in die Küche, ans Fenster.

„Ich habe heute morgen von hier aus verfolgt, wie Sie das Haus durchstöbert haben , Casey", flüsterte Grace. „Wenn die Jalousien drüben nicht heruntergelassen sind, kann man durch alle Zimmer sehen —"

„Lassen Sie die Fenster nicht aus den Augen, Grace! Wenn er durchs Haus geht, muß man seine Silhouette erkennen."

Sie sahen ihn beide zu gleicher Zeit. Es war nur ein Schatten — aber man konnte genau die Bewegung erkennen.

Cole stürzte zur Tür, riß sie auf, rannte über den Hof, schob sich durch eine Hecke hindurch zur Hintertür des Nebenhauses und — fand sie abgeschlossen.

Er warf sich mit voller Wucht gegen die Türfüllung. Sie ächzte und — hielt stand. Von dem Lärm aber mußte der Fremde gewarnt sein . . .

Und wenn er etwa schon durch die Vordertür entwischt war?

Cole raste um das Haus herum und prallte mit Grace zusammen.

„Dort! Dort!" Sie zeigte die Straße hinunter.

Cole zog seine Pistole. Er wußte es: Alle Polizisten hatten strikte Anweisung, nur dann zur Schußwaffe zu greifen, wenn sie sich in Notwehr befanden oder ein Verbrecher flüchten wollte. Ein Warnschuß war nicht erlaubt.

„Polizei!" brüllte der Sergeant durch die Nacht. „Stehenbleiben — oder ich schieße!"

Der Mann blieb stehen und drehte sich um.

Die entsicherte Pistole in der Hand, lief Cole auf ihn zu. Der Mann hob die

Hände halb hoch und sah ihm herausfordernd entgegen.

„Kriminalpolizei?" fragte er.

„Sehr richtig. Stellen Sie sich an den Baum dort drüben und legen Sie Ihre Hände um den Stamm!"

„Wie kommen Sie dazu . . ."

„Tun Sie, was ich sage, sonst knalle ich Sie nieder." Coles Stimme war eisig.

„Meinetwegen. Aber das sage ich Ihnen, Sie werden es noch bereuen, wenn Sie . . ."

„Halten Sie den Mund. Los, rüber zum Baum."

Der Mann legte seine Arme um den Stamm der Palme.

Cole durchsuchte ihn genau. Er fand keine Waffe. Kein Messer mit rotgelbem Griff . . .

Dafür fand er einen Schlüsselring. Einen Schlüsselring mit zwei Schlüsseln und einem kleinen Schild. Das Schild war beschriftet — nur war es zu dunkel, um die Schrift lesen zu können.

Inzwischen war auch Grace hergekommen.

„Casey —" Dann schrie sie auf. „Oh, Mister Morrison!"

„Sie kennen ihn, Grace?"

„Natürlich. Es ist Präsident Morrison, der Direktor unserer Bank."

Cole hielt den Schlüsselring mit dem Schildchen hoch: „Und das? Ist das Eigentum der Bank?"

Grace nahm die Schlüssel und ging hinüber zur Straßenlaterne.

„Ja. Das ist ein Schild der Bank. Es müssen die Schlüssel zum Haus nebenan sein."

„Wenn Sie damit das Haus der verstorbenen Mrs. Jürgens meinen, haben Sie recht", sagte der Mann am Baum scharf. „Sie . . ."

„Kein Wort!" unterbrach ihn Cole. „Grace, bitte gehen Sie nach Hause und rufen Sie die Polizeiwache Los Angeles-West an. Ich lasse Captain Werner bitten, sofort herzukommen."

„Okay, Casey."

Der Mann am Baum sah Grace prüfend an. „Sie arbeiten doch bei mir in der Bank — oder?"

„Ja, Mister Morrison. Ich bin Grace Griffith von der Kreditabteilung."

„So . . ." Es hörte sich an, als habe er bereits seine Entscheidung getroffen.

Die Stelle bin ich los . . . dachte Grace. Trotzdem lief sie sofort zum Haus, um Caseys Auftrag auszuführen.

Morrison wischte sich die Ärmel ab, als habe er sie an dem Baumstamm beschmutzt.

„Wie lange muß ich hier noch herumstehen?"

„Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, Sie sollen den Mund halten", war Coles Antwort.

„Ich habe ein Recht darauf . . ."

„Jetzt hören Sie mir mal zu, Mister Morrison: Bis jetzt stehen Sie noch nicht unter Anklage. Aber Sie wissen ganz genau, daß im Haus der verstorbenen Mrs. Jürgens ein Mord geschehen ist. Sie wissen auch genau — was für ein Mord. Das scheußlichste Verbrechen, das mir in meiner ganzen Laufbahn unter die Augen gekommen ist. Und wer ist vorhin in das Mordhaus gegangen? Sie! Als Sie hörten, daß Ihnen jemand auf der Spur war, rannten Sie davon. Reagiert man so, wenn man ein reines Gewissen hat?"

„Darf ich jetzt auch einmal etwas sagen?"

„Bitte — aber sollte es Ihnen einfallen, meine Maßnahmen zu kritisieren, dann ist endgültig Schluß."

„Es war ein grober Fehler von mir, in das Haus zu gehen. Das gebe ich zu."

„Schön, Mister Morrison. Hoffentlich finden Sie eine logische Erklärung dafür. So — und damit ist unser Gespräch zu Ende, bis Captain Werner hier ist."

„Captain Werner?"

„Ja. Der Leiter der Mordkommission."

„Und bis dahin soll ich hier stehenbleiben? In Ihrem eigenen Interesse, Sergeant: Ich rate Ihnen, das nicht zu verlangen."

„Ihre Ratschläge interessieren mich nicht, Mister Morrison."

„Sie können mich nicht einfach hier auf der Straße stehenlassen."

Coles Blick war eiskalt. Er maß den anderen von Kopf bis Fuß.

„Ich kann noch viel mehr, Mister Morrison. Sie werden sich wundern, was ich alles kann." Und in Gedanken fügte er hinzu: Wenn du das Schwein bist, das die kleine Kitty umgebracht hat, dann werde ich dafür sorgen, daß du in die Gaskammer kommst, so wahr ich Casey Cole heiße. **Fortsetzung folgt**

tele

Programm vom 13.-19. April

Ein kleiner Trick, wie Sie das **tele** Programm in QUICK schnell finden:

Am schwarzen Eck im Nu erkannt, ist **tele** immer rasch zur Hand

Corinne Pulver, die von Stuttgart nach München — in Schwester Liselottes Wohnung — zog, wird vom Bayerischen Rundfunk gehätschelt und gepflegt, obwohl es bei ihren Feature-Sendungen meistens Ärger gibt. Gefaßt sieht man der Brieflawine entgegen, die Corinnes nächste Sendung „Verbrauchte Bräuche" (18. April, 20.20 Uhr, im 1. Programm) auslösen dürfte. Denn hier werden diverse Hochzeitsgepflogenheiten aufs Korn genommen, wobei die (noch ledige) Corinne den heiratslustigen Lieschen Müllers ein paarmal kräftig auf die Zehen tritt. Aber schon jetzt stehen die Männer des Bayerischen Rundfunks eisern hinter Corinne.

Klassiker werden große Mode. Am 15. April um 20.15 Uhr rollt im 1. Programm der erste Teil des „Wallenstein" auf uns zu. Schriftsteller Oliver Storz und Regisseur Franz Peter Wirth wollen mal zeigen, wie man ein so berühmtes Werk für das Fernsehen zurechtbiegt. Zuerst haben sie kräftig gestrichen und den Personenzettel reduziert. Dann kamen sie auf die glorreiche Idee, Dinge, die Schiller nur erzählen läßt, im Bild zu zeigen. Sie sind von Schiller hell begeistert. Er redet ihnen nicht drein und verlangt auch keine Tantiemen.

Rudolf Mühlfenzl, Wirtschaftsredakteur beim Bayerischen Fernsehen und Camilla-Horn-Gemahl, wollte in der Einsamkeit von Klosters über eine neue Feature-Sendung nachdenken. Er wurde dabei dauernd von Françoise Sagan gestört. Denn nur Mühlfenzls Zimmer hatte ein Telefon. Und Françoise mußte viel telefonieren. Sie hockte sich hierzu mit Vorliebe auf Mühlfenzls Bett. Und da die Verbindung mit Paris nicht immer gleich klappte, erfuhr dieser von der Trostbedürftigen diverse Einzelheiten über ihre Scheidung. Mühlfenzls Kommentar: „Ein tolles Feature!"

Das Libretto von Verdis „Macht des Schicksals" (Palmsonntag, 16.30 Uhr, im 1. Programm) ist wirr und kraus. Es ist derart verworren, daß der unvergessene Leo Slezak einst eine Prämie von 100 Goldmark demjenigen in Aussicht stellte, der es schaffen würde, ihm die Handlung zu erklären. Leo hat die 100 Mark nie bezahlen müssen.

Freitag 13. April

Vormittagsprogramm über die Sender des NDR, SFB, Meißner, Kreuzberg/Rhön und Ochsenkopf/Fichtelgeb. 10.00 Nachrichten; 10.05 Tagesschau; 10.20 Seine Lordschaft; 12.00 Das aktuelle Magazin

17.00 Jugendstunde
Der Schatz der 13 Häuser
Abenteuer zu Lande und zu Wasser

17.25 **Wir lernen diskutieren**

18.10 **Programmvorschau**

Bayerischer Rundfunk:
18.30 Nachrichten; 18.35 Funkstreife Isar 12; 19.05 Die Viertelstunde; 19.25 Die Münchner Abendschau

Hessischer Rundfunk:
18.25 Pech muß man haben; 18.50 Das Sandmännchen; 19.00 Die Hessenschau; 19.20 Guten Appetit!; 19.30 Aufenthalt in Bombay

Norddeutscher Rundfunk mit Radio Bremen:
18.20 Programmhinweise; 18.25 Die Nordschau; 19.25 Unternehmen Kummerkasten

Saarländischer Rundfunk:
18.30 Blick ins Saarland und seine Nachbarländer; 19.10 Chinesische Artistenschau; 19.20 Gestatten, mein Name ist Cox

Sender Freies Berlin:
16.30 Pech muß man haben; 18.20 Das Programm der kommenden Woche; 18.40 Welt-Kurznachrichten; 18.45 Die Prophezeiung; 19.15 Sandmännchen; 19.25 Berliner Abendschau

Süddeutscher Rundfunk und Südwestfunk:
18.30 Pech muß man haben (Wiederholung); 19.00 Die Abendschau; 19.20 Beacon Street 21

Westdeutscher Rundfunk:
18.40 Hier und heute; 19.15 Intimes Theater

20.00 **Tagesschau, Wetter**

20.20 Jugend und Politik
Die langweilige Demokratie
Sven Schürenberg stellt die Frage nach dem politischen Nachwuchs

21.00 **Die Familie Hesselbach**
Allergia maritalis
Bei einer plötzlich auftretenden Ehe-Allergie seines Buchhalters weiß Vater Hesselbach Rat aus Erfahrung und packt die Gelegenheit beim Schopf, ebenfalls Urlaub von der Ehe zu nehmen

22.05 **Tagesschau** — Spätausgabe

22.20 **Internationale Radrundfahrt der Berufsfahrer**
2. Etappe: Saarbrücken—Groß Gerau

2. Programm

Westdeutscher Rundfunk:
19.30 Prisma des Westens

20.20 Peter von Zahn:
Musik der Neuen Welt
Santa Fé

20.50 **Der Lektro**
Abenteuer vermittels Luftschiff
Eine neue Zeichengeschichte von Rainer Zimnik

21.10 **Zehn Cents und ein Drink**
Aus „77 Sunset Strip"

Ausland

ÖSTERREICH 19.30 Für Sie notiert; 19.35 Streiflichter; 20.00 Zeit im Bild; 20.20 Kurzfilm-Mosaik; 20.30 Schwarz auf weiß; 20.50 Himmel ohne Sterne

SCHWEIZ 20.00 Tagesschau; 20.15 Zytglogge; 21.00 Aller Anfang ist leicht; 21.40 Endspurt in die Liebe

FRANKREICH 19.10 Berufe und Menschen; 19.40 Die Zeit der Kameraden; 20.00 Nachr.; 20.30 Urteilen Sie; 21.00 Ballett (von Serge Lifar); 21.30 Rendezvous mit . . .; 22.00 Reportage

LUXEMBURG 19.02 Al Christie's Comedies; 19.18 Magazin der Frau; 19.25 Roman der Wissenschaft; 20.00 Nachr.; 20.30 Rendezvous in Luxemburg; 21.15 Catch; 21.35 Rufen Sie 999

Sonnabend
14. April

Vormittagsprogramm über die Sender des NDR, SFB, Meißner, Kreuzberg/Rhön und Ochsenkopf/Fichtelgeb.
10.00 Nachrichten; 10.05 Tagesschau; 10.20 Meine bessere Hälfte; 10.45 Show-Business; 11.50 Das aktuelle Magazin

15.00 Notwehr
Aus der Arbeit der kanadischen Polizei

15.30 Mahlzeit im Camping-Lager
Von Clemens Wilmenrod

15.45 Samstagnachmittag zu Hause
Ein buntes Allerlei

17.00 Junger Sommer
Ein schwedischer Spielfilm

Bayerischer Rundfunk:
18.30 Nachrichten; 18.35 Sie schreiben mit; 19.05 Die Viertelstunde; 19.25 Die Münchner Abendschau
Hessischer Rundfunk:
18.25 Vater ist der Beste; 18.50 Das Sandmännchen; 19.00 Die Hessenschau; 19.20 Im Land der Tiere; 19.30 Musik und gute Laune
Norddeutscher Rundfunk mit Radio Bremen:
13.00 Losbude zum kleinen Glück (Wiederholung vom Vortage); 18.35 Programmhinweise; 18.45 Die Nordschau; 19.25 Sag die Wahrheit
Saarländischer Rundfunk:
18.30 Blick ins Saarland und seine Nachbarländer; 19.10 Lieder aus der Küche; 19.20 Sag die Wahrheit
Sender Freies Berlin:
13.00 Losbude zum kleinen Glück; 18.40 Welt-Kurznachrichten; 18.45 Mutter ist die Allerbeste; 19.15 Sandmännchen; 19.25 Berliner Abendschau
Süddeutscher Rundfunk und Südwestfunk:
18.30 Mit Siebenmeilenstiefeln; 19.00 Die Abendschau; 19.20 Mutter ist die Allerbeste
Westdeutscher Rundfunk:
14.00 Die Woche — Hier und heute; 18.40 Hier und heute; 19.15 Unternehmen Kummerkasten

20.00 Tagesschau, Wetter

20.20 Werner Müllers Schlagermagazin

Mit von der Partie: Gitte

21.40 Richard Diamond: **Zerschlagener Spiegel**

22.05 Tagesschau — Spätausgabe

22.20 Das Wort zum Sonntag

22.35 Internationale Radrundfahrt der Berufsfahrer
3. Etappe: Groß Gerau—Schlitz/Rhön

2. Programm

Westdeutscher Rundfunk:
19.30 Prisma des Westens

20.20 Kinder hinter Gittern
Mütter in den Strafanstalten

20.50 Der Wittiber
Ein Fernsehspiel nach Ludwig Thomas Roman mit Carl Wery in der Titelrolle

Ausland

ÖSTERREICH 19.00 Für Sie notiert; 19.05 Was sieht man Neues?; 19.55 Kurz vor acht; 20.00 Zeit im Bild; 20.20 Kurzfilm-Mosaik; 20.30 Schwarzer Peter

SCHWEIZ 17.00 Treffpunkt: Studio Bellerive; 20.00 Tagesschau; 20.20 Was bin ich?; 21.05 Varieté; 21.45 Tanzturnier der Berufspaare in Scheveningen

FRANKREICH 18.45 Lancelot; 19.25 Das Rad dreht sich; 20.00 Nachr.; 20.30 Das Leben der Tiere; 20.50 Die Nacht des Abschieds; 22.20 Intermezzo; 22.25 Die Schöne und ihr Phantom

LUXEMBURG 18.30 Die 4 Rächer; 18.55 Sport; 19.25 Monsieur Football; 20.00 Nachr.; 20.30 Geschichten; 20.55 Stars in Pantoffeln; 21.25 Der Vorbestrafte

Sonntag, Montag und Dienstag finden Sie auf den nächsten beiden Seiten

Sonntag
15. April

Vormittagsprogramm über die Sender des NDR, SFB, Meißner, Kreuzberg/Rhön und Ochsenkopf/Fichtelgeb. 10.00 Nachrichten; 10.05 Tagesschau; 10.20 Hannover — Messe

11.00 Die heilige Woche
Ein Film über die Liturgie der Karwoche

11.30 Wochenspiegel

12.00 Der Internationale Frühschoppen

12.50 Programmvorschau

13.10 Magazin der Woche

Jugendstunde
14.30 Fury
Die Abenteuer eines wilden Pferdes

15.00 Schaulaufen der neuen Meister
Aufzeichnung von den Eiskunstlauf-Weltmeisterschaften in Prag

16.30 Die Macht des Schicksals
Oper von Giuseppe Verdi (Wiederholung)

19.00 Diesseits und jenseits der Zonengrenze

19.30 Die Sportschau

20.00 Tagesschau, Wetter

20.15 Wallenstein
Von Friedrich Schiller
1. Teil: Die Piccolomini
Regie: Franz Peter Wirth

Der große Konflikt zwischen Vater und Sohn: Ernst Fritz Fürbringer als Octavio und Karl Michael Vogler als Max

21.45 Musik zur Nacht
Introduktion und Allegro für Harfe, Flöte, Klarinette und Streichorchester
Von Maurice Ravel

22.00 Nachrichten

22.05 Internationale Radrundfahrt der Berufsfahrer
4. Etappe: Schlitz/Rhön—Hannover

2. Programm

Bayerischer Rundfunk:
19.25 Bayerischer Bilderbogen
Bei Galopp disqualifiziert . . .
Trabersport in Bayern

20.15 Panorama
Zeitgeschehen

21.00 Auf der Tribüne
Übertragung einer Sportveranstaltung

Ausland

ÖSTERREICH 17.00 Familie Löffelohr; 17.50 Welt der Jugend; 18.20 Besinnliches Kalendarium; 18.50 Scheinwerfer; 19.10 Es wird Sie sicher interessieren; 19.30 Dienst am Kunden; 20.00 Zeit im Bild, Sport; 20.30 Alle meine Söhne

SCHWEIZ 17.10 In Freizeit dressiert; 18.00 Von Woche zu Woche; 18.30 Sport; 19.30 Tagesschau; 20.00 Impressionen aus einem Theater; 20.15 Wallenstein

FRANKREICH 17.15 Das grausame Meer; 19.25 Inspektor Leclerc; 20.00 Nachr., Sport; 20.45 Ring der Nibelungen (Fritz Lang); 22.50 Sherlock im Zoo

LUXEMBURG 18.30 Wunder des Meeres; 19.00 Côte d'Azur (Varieté); 19.25 Pokalkampf; 20.00 Nachr.; 20.15 Interpol; 20.45 Frau oder Geliebte

Montag
16. April

Vormittagsprogramm über die Sender des NDR, SFB, Meißner, Kreuzberg/Rhön und Ochsenkopf/Fichtelgeb. 10.00 Nachrichten; 10.05 Tagesschau; 10.20 Die Sportschau; 10.50 Mahalia Jackson singt Gospels (1); 11.20 Vilma und King; 12.00 Das aktuelle Magazin

17.00 Wir richten ein:
Der Schreibplatz am Fenster

17.10 Die Sache mit dem Fernglas
Ein Spiel von Werner Quednau

17.50 Die heilige Woche
(Wiederholung)

Bayerischer Rundfunk:
18.30 Nachrichten; 18.35 Musikalische Unterhaltung; 19.05 Die Viertelstunde; 19.25 Die Münchner Abendschau

Hessischer Rundfunk:
18.25 Hucky und seine Freunde; 18.50 Das Sandmännchen; 19.00 Die Hessenschau; 19.20 Wau-Wau-Schau; 19.30 Familie Michael in Afrika

Norddeutscher Rundfunk mit Radio Bremen:
18.20 Programmhinweise; 18.25 Die Nordschau; 19.25 Mutter ist die Allerbeste

Saarländischer Rundfunk:
18.30 Blick ins Saarland und seine Nachbarländer; 19.10 Emil — oder der gute Ton; 19.20 Tele-Jockei

Sender Freies Berlin:
16.30 Über Berg und Tal (1); 18.40 Welt-Kurznachrichten; 18.45 Alarm für Dora X; 19.15 Sandmännchen; 19.25 Berliner Abendschau

Süddeutscher Rundfunk und Südwestfunk:
18.30 Meisterschule für Autofahrer; 19.00 Die Abendschau; 19.20 Begegnung mit einem Sänger

Westdeutscher Rundfunk:
18.40 Hier und heute; 19.15 Familie Michael in Afrika

20.00 Tagesschau, Wetter

20.20 Die Reporter der Windrose berichten
Mode

20.50 Die sechs Siebeng'scheiten
Ein Wettstreit zwischen erwachsenen Schülern

21.30 Vittorio de Sica
Porträt eines Regisseurs

Vittorio de Sica bei einer Regie-Besprechung zu „Boccaccio 70"

22.15 Tagesschau — Spätausgabe

22.30 Internationale Radrundfahrt der Berufsfahrer
5. Etappe: Hannover—Oldenburg

2. Programm

Westdeutscher Rundfunk:
19.30 Prisma des Westens

20.20 Wir sprechen für die Zone

20.35 Die sieben Kleider der Katrin
Ein Spielfilm mit Sonja Ziemann, Grethe Weiser, Georg Thomalla und anderen

Ausland

ÖSTERREICH 19.30 Für Sie notiert; 19.35 Jedermanns Traum (Wohlstand, kritisch betrachtet); 19.55 Kurz vor acht; 20.00 Zeit im Bild; 20.20 Kurzfilm-Mosaik; 20.30 Aktueller Sport; 20.50 Einundzwanzig; 21.30 Typisch Lucy: Der große Krach

SCHWEIZ 20.00 Tagesschau; 20.20 Frisch gewagt; 20.55 Besuch im Weißen Haus

FRANKREICH 19.10 Die Zukunft gehört euch; 19.40 Die Zeit der Kameraden; 20.00 Nachr.; 20.30 Die Schule der Stars; 21.35 In Verbindung mit . . .

LUXEMBURG 19.02 Die Wikinger; 19.25 Magazin der Frau; 19.30 Sport; 20.00 Nachr.; 20.30 Sei schön und halt den Mund (mit Henri Vidal und Mylène Demongeot); 22.00 Ballet d'Albinoni

Dienstag
17. April

Vormittagsprogramm über die Sender des NDR, SFB, Meißner, Kreuzberg/Rhön und Ochsenkopf/Fichtelgeb. 10.00 Nachrichten; 10.05 Tagesschau; 10.20 Die Schaubude; 11.05 Mahalia Jackson singt Gospels (2); 11.40 Steinschlag; 12.00 Das aktuelle Magazin

Kinderstunde

17.00 Querido — der singende Fisch

17.20 Erzählen, spielen, basteln

17.40 Als ich noch der Waldbauernbub war

Bayerischer Rundfunk: 18.30 Nachrichten; 18.35 Väter können keine Zöpfe flechten; 19.05 Die Viertelstunde; 19.25 Die Münchner Abendschau
Hessischer Rundfunk: 18.25 Auf heiligem Boden; 18.50 Das Sandmännchen; 19.00 Die Hessenschau; 19.20 Sehr zum Wohle!; 19.30 Typisch Lucy
Norddeutscher Rundfunk mit Radio Bremen: 18.20 Programmhinweise; 18.25 Die Nordschau; 19.25 Der Wolkenkratzer
Saarländischer Rundfunk: 18.30 Blick ins Saarland und seine Nachbarländer; 19.10 Schlagzeilen des Jahrhunderts; 19.20 Gestatten, mein Name ist Cox
Sender Freies Berlin: 16.30 Über Berg und Tal (2); 18.40 Welt-Kurznachrichten; 18.45 Mit Siebenmeilenstiefeln; 19.15 Sandmännchen; 19.25 Berliner Abendschau
Süddeutscher Rundfunk und Südwestfunk: 18.30 Täter unbekannt (Wiederholung); 19.00 Die Abendschau; 19.20 Kurzschluß
Westdeutscher Rundfunk: 18.40 Hier und heute; 19.15 Typisch Lucy

20.00 Tagesschau, Wetter

20.20 Forscher und Forschungsstätten
Heilkraft des Atoms
Von Prof. Dr. Heinz Haber

21.05 Die Gaunerparade
Die Abenteuer dreier Diebe

Ein Spielfilm mit Simone Simon (oben), Toto, Jean Claude Pascal und anderen

22.45 Tagesschau — Spätausgabe

23.00 Internationale Radrundfahrt der Berufsfahrer
6. Etappe: Oldenburg—Bielefeld

2. Programm

Westdeutscher Rundfunk: 19.30 Prisma des Westens

20.20 Es darf gelacht werden
Grotesken aus der guten, alten Kintoppzeit

21.05 Pariser Journal

21.50 Jazz Studio 62
Das Oscar-Peterson-Trio

Ausland

ÖSTERREICH 19.30 Für Sie notiert; 19.35 Sein Steckenpferd; 19.55 Kurz vor acht; 20.00 Zeit im Bild; 20.20 Kurzfilm-Mosaik; 20.30 Wissen aus erster Hand: Strafvollzug; 21.15 Funkstreife Isar 12: Der Unentbehrliche
SCHWEIZ keine Sendung
FRANKREICH 19.10 Das moderne Abenteuer; 19.40 Die Zeit der Kameraden; 20.00 Nachr.; 20.30 Die fünf letzten Minuten (Der Zigeuner und die Stenotypistin); 22.00 Musik für dich
LUXEMBURG 19.02 Tele-Jazz; 19.18 Magazin der Frau; 19.25 Lancelot; 20.00 Nachr.; 20.30 Papa hat recht; 21.00 Spiel-Sendung; 21.30 Catch; 21.50 Chronik der Vergangenheit: Besuch bei unseren Vettern in der Südsee

Mittwoch und Donnerstag finden Sie auf der nächsten Seite

Mittwoch
18. April

Vormittagsprogramm über die Sender des NDR, SFB, Meißner, Kreuzberg/Rhön und Ochsenkopf/Fichtelgeb.
10.00 Nachrichten; 10.05 Tagesschau; 10.20 Mahalia Jackson singt Gospels (3); 11.05 Schatten über Sizilien; 12.00 Das aktuelle Magazin

Jugendstunde

17.00 Klasse 7a filmt
Start des Wettbewerbs 1962

17.15 Kai aus der Kiste
(Wiederholung)

Bayerischer Rundfunk:
18.30 Nachrichten; 18.35 Die Schachpartie; 19.05 Die Viertelstunde; 19.25 Die Münchner Abendschau
Hessischer Rundfunk:
18.25 Hinüber — herüber; 18.50 Das Sandmännchen; 19.00 Die Hessenschau; 19.20 Kurbelkasten-Allerlei; 19.30 Die Schwestern
Norddeutscher Rundfunk mit Radio Bremen:
18.20 Programmhinweise; 18.25 Die Nordschau; 19.25 Alarm für Dora X
Saarländischer Rundfunk:
18.30 Blick ins Saarland und seine Nachbarländer; 19.10 Rechts oder links?; 19.20 Begegnung mit einem Sänger
Sender Freies Berlin:
16.30 Über Berg und Tal (3); 18.40 Welt-Kurznachrichten; 18.45 Der Fall Lavalette; 19.15 Sandmännchen; 19.25 Berliner Abendschau
Süddeutscher Rundfunk und Südwestfunk:
18.30 Alpentiere; 19.00 Die Abendschau; 19.20 Der Fenstergucker
Westdeutscher Rundfunk:
18.40 Hier und heute; 19.15 Pariser Kammertheater

20.00 Tagesschau, Wetter

20.20 Verbrauchte Bräuche
Die Hochzeit — Beobachtungen von Corinne Pulver

20.50 Was bin ich?
Mit Robert Lembke

21.35 Hallo da draußen
Kammeroper nach einem Stück von William Saroyan
Die Geschichte eines Spielers, der unschuldig im Gefängnis sitzt und dort dem Mädchen (Melitta Muszely, oben) begegnet, mit dem ihn die letzte Liebe seines Lebens verbindet

22.20 Tagesschau — Spätausgabe

22.35 Internationale Radrundfahrt der Berufsfahrer
7. Etappe: Bielefeld—Köln

2. Programm

Westdeutscher Rundfunk:
19.30 Prisma des Westens

20.20 Die Meisterklasse
Dokumentarfilme von Rang

21.00 Das Paradies
Schauspiel von André Birabeau über die Einsamkeit der Kinder und die Verantwortung der Eltern

Ausland

ÖSTERREICH 19.30 Für Sie notiert; 19.35 Streiflichter; 19.55 Kurz vor acht; 20.00 Zeit im Bild; 20.20 Kurzfilm-Mosaik; 20.30 So leben wir alle Tage; 20.45 Es war einmal (von Cocteau)

SCHWEIZ 20.00 Tagesschau; 20.15 Diabetes; 21.10 Mantovani-Show; 21.35 Glück ist Ansichtssache (von Georg Kreisler)

FRANKREICH 19.10 Für die Jugend; 19.40 Die Zeit der Kameraden; 20.00 Nachr.; 20.30 Hintergründe der Tat; 21.15 Hinweise für Sammler; 21.45 Lektüre

LUXEMBURG 19.02 Kulinarisches; 19.18 Magazin der Frau; 19.25 Abenteuer unter Wasser; 20.00 Nachr.; 20.30 Stars nach Ihrer Wahl; 21.15 Aufstand d. Navajos

Donnerstag
19. April

Vormittagsprogramm über die Sender des NDR, SFB, Meißner, Kreuzberg/Rhön und Ochsenkopf/Fichtelgeb.
10.00 Nachrichten; 10.05 Tagesschau; 10.20 Der kahle Kreuzgang; 11.10 Max Frisch; 12.00 Das aktuelle Magazin

Kinderstunde

17.00 Tomte Tummetott
Das schwedische Wichtelmännchen

17.15 Im Lappenzelt
Vom Leben der Kinder im hohen Norden

17.40 Neun Paar Klompen
Puppenspiel

17.50 Gib uns Frieden
Die Passion in Bildern des Schweizer Malers Willy Fries (Wiederholung)

Bayerischer Rundfunk:
18.30 Nachrichten; 18.35 Sag die Wahrheit; 19.05 Die Viertelstunde; 19.25 Die Münchner Abendschau
Hessischer Rundfunk:
18.25 Immer im Trab; 18.50 Das Sandmännchen; 19.00 Die Hessenschau; 19.20 Musik von drüben; 19.30 Der Mann ohne Gegenwart
Norddeutscher Rundfunk mit Radio Bremen:
18.20 Programmhinweise; 18.25 Die Nordschau; 19.25 Stippvisiten in Amerika
Saarländischer Rundfunk:
18.30 Blick ins Saarland und seine Nachbarländer; 19.10 Puppenfilm; 19.20 Auf der Pirsch
Sender Freies Berlin:
16.30 Über Berg und Tal (4); 18.20 Das Programm der kommenden Woche; 18.40 Welt-Kurznachrichten; 18.45 Hans Knappertsbusch; 19.15 Sandmännchen; 19.25 Berliner Abendschau
Süddeutscher Rundfunk und Südwestfunk:
18.30 Im Lande des Kibbuz; 19.00 Die Abendschau; 19.20 Begegnung mit einem Sänger
Westdeutscher Rundfunk:
18.40 Hier und heute; 19.15 Rosas Vermächtnis

20.00 Tagesschau, Wetter

20.20 Der Gefangene
Von Bridget Boland
Tag für Tag quält der Staatsanwalt (René Deltgen) den gefangenen Kardinal (Dieter Borsche) mit neuen Verhören. Er braucht ein Geständnis, um das Volk von dem angesehenen Kirchendiener abzubringen

21.50 Das Geheimnis der Hoffnung
Begegnung mit dem Dichter Charles Péguy

22.35 Tagesschau — Spätausgabe

22.50 Internationale Radrundfahrt der Berufsfahrer
Zusammenfassung

2. Programm

Westdeutscher Rundfunk:
19.30 Prisma des Westens

20.20 Im Spiegel der Psychologie
Wahrnehmung — die Brücke zur Umwelt

21.00 Die große Einsamkeit
Lappland heute

21.50 Der erschossene Christus
Ein spanischer Experimentalfilm

22.00 Mit anderen Augen

Ausland

ÖSTERREICH 19.30 Pilgerreisen durch das Heilige Land; 20.00 Zeit im Bild; 20.20 Der Gefangene

SCHWEIZ 17.30 Für die jungen Zuschauer; 20.00 Tagesschau; 20.15 Das Buch der Woche; 20.20 Der Gefangene; 21.50 Int. Rollhockey-Turnier Schweiz — Spanien und Portugal — Italien

FRANKREICH 19.10 Das Buch, mein Freund; 19.40 Die Zeit der Kameraden; 20.00 Nachr.; 20.30 Der Mensch des 20. Jahrhunderts; 21.30 Reisetagebuch aus New York

LUXEMBURG 19.08 Für Mütter; 19.18 Fury; 19.47 Kochrezept; 20.00 Nachr.; 20.30 Musik in Bildern; A toi toujours (von Carmine Gallone); 22.00 Film-Echo

Änderungen vorbehalten

Q

Dem Quick-Leser gehört die Welt

QUICK Nr. 15 · Jahrgang 15
15. April 1962
Preis 60 Pfennig

Verlag und Redaktion:
München 3, Brienner Straße 26–28
Tel.: 22 88 01; nachts: 22 88 01 - 04 (im Selbstwählferndienst Ortskennzahl 0811)
Fernschreiber-Anschluß: 05-23600
Versandstelle Essen: Telefon 7 19 61 (im Selbstwählferndienst Ortskennzahl 02141)
Fernschreiberanschluß: 08-57354

Herausgeber: Diedrich Kenneweg

Redaktionsdirektor: Franz Hugo Mösslang

Bildbeiträge:

Leitung: Günter Prinz

Verantwortliche Redakteure: Dr. Herbert Zachäus (Ausland), Gerhard Moosleitner (Inland)

Imprimatur: Wolfgang Küchler

Redaktion: H. Wahl, B. Wundshammer, D. Ahrens, O. Schuster, K. Gessl, H. Jaenecke, R. Palm, T. Reychardt (Titelbild), D. Schäfer, H. Dau, J. Leeb, H. Grothe
Theater und Film: J. F. Bremer

Quick-Features: Produktion Karl Beckmeier

Textbeiträge inclusive Illustrationen

Leitung und verantwortlich:
Friedrich Strindberg

Redaktion: G. Debold, Ilse Ebbinghaus, B. Eberle, A. Fuhrmann, W. F. Hiss, B. Naegele, G. Schönemann, M. Stiebing, K. Thaler

Vertragsautoren: B. Hampel, H. Herlin, G. Jaeckel, H. T. Rowe, J. M. Simmel, H. Sponsel

Rechercheure: H. Hartmann, P. Nischk, P. Schäcker

Grafische Gestaltung: Hans Schwarz
E. Vogl-Dammbach, E. Rossbach, D. Eisenlau, H. Schmitt, G. Halden

Grafische Beratung: Willy Fleckhaus

Schlußredaktion: Georg Fritz

Bilderdienst: Margarete Paupitz. Chef vom Dienst: Dorrit Matzkait

Herstellung: Dieter Martens

Research: Dr. Manfred Koch

Anzeigen
Verantwortliche Leitung: Verlagsdirektor Alfred Boehme. Struktur: L. Tonke. Druckkontrolle: A. Hofmann

Vertrieb
Gesamtleitung: Stellvertr. Verlagsleiter Paul Manet. Stellvertretung: Walter Freitag. Ausland: H. Siebels

QUICK erscheint wöchentlich im Verlag Th. Martens & Co. GmbH

Auslandsredaktionen: London: J. H. Kisch, 146, Fleet Street, London EC 4, Tel. Fleet Street 56 57, Fernschreiber: 22 5 12. New York: Arthur Steiner, 69–10 Yellowstone Blvd. Forest Hills, New York, N. Y., Tel. JII. 9–34 28. Mailand: Dr. Mario Peloncini, Via Marciano 10, Mailand, Tel. 71 74 53. Holland und Belgien: Bob van Dam, Plantage Parklaan 12, Amsterdam, Tel. 5 49 51. Wien: Sebastian Leitner, Gentzgasse 50, Wien XVIII, Tel. 32 05 52.

Redaktionsvertreter in Deutschland: Liselotte Fischer, Stuttgart, Reinsburgstraße 125, Telefon 6 72 67; Gert Kistenmacher, Hamburg 1, Alstertor 15, Telefon 33 04 66, Fernschreiber 02–13 753; Rudolf Woller, Bonn, Pressehaus VI/76-77, Telefon 2 37 72, Fernschreiber 0886–816; Rudolf Zscheile, Berlin-Schlachtensee, Ahrenshooperzeile 5, Telefon 84 52 69; Gerhard Dierssen, Hannover, Büssingweg 22, Telefon 66 66 98. Ständige fotografische Mitarbeiter: Wolfgang Fischer, Gerhard Gronefeld, Hanns Hubmann, Hilmar Pabel, Victor Peters. Bildagenturen: AP, dpa, Graziani, Keystone, Lutetia, UPI. Druck: W. Girardet, Essen.

Abonnements nimmt jede Postanstalt oder der Verlag direkt entgegen. Monatlicher Bezugspreis: DM 2.60 (zuzüglich Zustellgebühr DM 0.09). QUICK darf nur mit ausdrücklicher widerruflicher Genehmigung des Verlages in den Lesemappen geführt werden. Wiederverwendung des Inhalts nur mit schriftlicher Zustimmung des Verlages gestattet. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 13 gültig. Bank: Bankhaus H. Aufhäuser, München. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien I, Freyung 6. Erscheinungsort: München

Asien: US $ 0,30; Australien: austr. 2/6; Belgien: bfrs 9,–; Canada: can $ 0,30; Dänemark: dkr 1,50; Frankreich: NF 1,–; Großbritannien: 1/9; Holland: hfl 0,70; Italien: Lit 120,–; Luxemburg: lfrs 9,–; Norwegen: nkr 1,40; Österreich: ö. S. 4,50; Portugal: Esc 8,50; Schweiz: sfrs 0,80; Spanien: Ptas 18,–; Süd- und Südwestafrika: Rand 0,20; Mittel- und Südamerika: US $ 0,30; Türkei: TL 2,70; USA: US $ 0,30.

Printed in Germany.

„Was wollen Sie? Schließlich ist Frühling!"

„Darf ich Ihnen meine Frau vorstellen?"

SO WAS GIBT'S

BEHAUPTEN DIE ZEICHNER
HOLZ, GROVE, PAUSE UND CHAVAL

FÜSSE ABTRETEN

„Nicht schlecht, aber könnten Sie nicht noch was mit den Händen machen?"

Rama - am besten auf Brot!
So kommt ihr naturfeiner
Geschmack voll zur Geltung.
Auch das ist wieder ein Beweis:
Rama gehört zu den
wertvollsten
Lebensmitteln.

RAMA
Delikateß-
Margarine

RAMA

Wertvoll – weil pflanzlich

gehört zu den wertvollsten Lebensmitteln